

27. 78.

Ee 53⁶⁶ =
~~E 574~~

F. C. Fulda.

66
=



Der
Gemißhandelte

S p i z

in der
Trillerischen Ausfertigung
seiner

G e d i c h t e .



M DCC XLVII.

20

Geistliches



1700

Geistliches

1700

1700



M DCC LXX



Vorrede.

Ich habe kein Bedenken, dem
Herr Doctor mit gegenwärti-
ger critischen Schrift vor Au-
gen zu kommen; er selbst hält wider die
Gewohnheit anderer Dichter von seiner
eigenen Poesie so wenig, er räumt sei-
nen Tadlern so viel ein, und er verträgt
ihre Critiken mit solcher erbaulicher Ge-
lassenheit, daß ich seine Empfindlichkeit
nicht Ursach habe zu besorgen. Wir
haben sein eigenes Bekenntniß, daß er
kein Dichter sey;

Ich dichte sonder Zwang, und schreibe leicht und frey,
Und sag es öffentlich, daß ich kein Dichter sey.
Allein, wenn man von mir ein gültig Urtheil fället,
Und mich aus seltner Gunst den Dichtern beygesellet,
So kan ich nichts dafür; ich hab es nie begehrt;
Denn ich bestimme selbst mir den geringsten Werth.

Wenn er sich mit der Einbildung
ein Dichter zu seyn gerne kizelte, so
könnte ers auf das Zeugniß seines Ver-
legers mit gutem Rechte thun:

- - - - Mein Verleger spricht,
Daß ich ein Dichter sey, sagt es der Neid gleich nicht.

Wie großmüthig verachtet er die alpini-
schen Criticaster: Rumores nempe va-
nos & convitia insulsa, stolidi atque
plebeia misellorum horum Critica-
strorum & inficetorum Orbiliorum in
stercoreo Alneto temere ortorum, qui
inani & ridiculo plane conatu contra
nos haectenus insurgere ausi sunt, non
unius, imo nullius plane assis aestima-
mus. Nam nihil quicquam contra
nos valuerunt, nec valebunt usquam.
Mit was vor liebevollen Herzen wün-
schet er ihnen Verstand: Quod notent
impudici illi atque importuni Censo-
res, qui hunc versum ceu nimis hu-
mitem, repentem & plebeium, non
sine crimine blasphemiae & impietatis
damnarunt. Quibus tamen sanio-
rem mentem ex animo apprecor, quia
illa

illa vel maxime opus habent. **Wie**
erbaulich prediget er ihnen **Busse und**
Befehring: Rumpantur utilia Codro!
 immo Codris potius Alpinis illis male
 feriat, malignis, invidis, frigidis &
 insanis, & reliqua. Rumpantur etiam
 inepti rusticique illi Hirundinum hu-
 mi volantium Fabricatores & Menda-
 ciorum impressorum esurientes Insti-
 tores, vulgo Novellistæ, quos omnes
 boni & cordati Viri abominantur.
 Legant ista, resipiscant & sapiant, si
 sapere possint; quod tamen sperare
 vix licet. **Wie freudig, wie getröstet**
zeigt er sich mitten in der Anfechtung:
 Videantur notata nuper nobis ad Mar-
 tini Opitii poemata, ubi plura in hunc
 sensum monita contra voluntatem
 & voluptatem Criticastrosum & Men-
 daciorum publicorum Confarcinato-
 rum, quibus omnia nostra displicent:
 de quo sane impense gaudemus no-
 bisque gratulamur. **Wie schwer** gehet
 er daran, einen gewissen, parteiſchen und
 unverschämten Zeitungsſchreiber, der ihn
 eine Schwalbe geſcholten hatte, hinge-
 gen einen Strauß zu nennen: „Es ist

„ viel besser eine bescheidene, demüthige,
 „ fleißige, und hurtige Schwalbe, als
 „ ein hochtrabender, übermüthiger, trä-
 „ ger, und unnützer Strauß zu seyn,
 „ welchem das beste, nehmlich der Ver-
 „ stand, mangel't. Sapiienti sat; sed
 „ insipienti parum! Sed hæc profecto
 „ perquam inviti & coacti scribimus.
 „ Sciat ergo effrenus iste obtrectator
 „ illud poetæ: Responsum, non dic-
 „ tum esse. -- Dieses mögen die party-
 „ ischen Corruptenten und lügenhaf-
 „ ten Zeitungsfänger merken, welche
 „ den Dietrich zu dem Musentempel
 „ haben wollen, und als böse und
 „ schändliche Vögel andre bessere Leute
 „ unter die niedrigen Schwalben unsin-
 „ nia rechnen. Sed abeat infauftus
 „ Bubo! „

Wer wollte sich nicht gerne in sol-
 chem zierlichen Latein schmähen lassen,
 nur gesetzt, daß diese Abfertigungen
 nichts anders als Schmähungen wären?
 Die auserlesenen Ausdrücke versüßen die
 bittersten Pillen des Hrn. Doctors.
 Wenn er seine Gegner ein paar mahl
 in

in der Muttersprache abpuzet, so geschieht das in eben so vorrefflichem Deutsch:

„So wie die saubre Kunst der rohen Meister pflegt,

„Die auf dem Alpeneiß ein kalt Gerichte hegt ic.

„ Dieses sind die berühmigten unhöflichen
 „ Excellenzen auf den rauhen Alpen, welche elende critische Dichtkünste
 „ und grobgepinselte Malereien zum allgemeinen Gelächter aller
 „ gründlich- und höflich- gelehrten Leute herausgegeben, worinnen sie aus
 „ schändlicher Tadelsucht fast alle wohlverdiente Leute auf eine unaufrichtige
 „ Art, herunter gemacht, wie bekannt; oder auch vielen unbekannt.,,

Ich darf mich zum voraus versichern, daß der sanftmüthige und gelassene Hr. Doctor mich wegen meiner freyen Beurtheilung seines Opuzen nicht unhöflicher noch in einem schlechtern Latein, oder in übler gereimten Deutsch abfertigen werde. Und warum wollte er darüber böse werden, daß seine Gedichte mir und andern alpinischen Tadlern

mißfallen, nachdem sie hundert ehrli-
 chen und wahren Deutschen darum
 nichts desto weniger gefallen? Dieses
 weiß er selbst am besten, und wir kön-
 nen es auf sein Wort glauben. „ Unse-
 „ hundert dreißig Fabeln, sagt er, ge-
 „ fallen vernünftigen und wolgesitteten
 „ Leuten so sehr, als sehr sie denen rau-
 „ hen und rohen alpinischen Critica-
 „ stern mißgefallen. „ Ueberdies weiß
 er gar zu wohl, daß eine Schrift nicht
 durch die Critik schlimm wird, wenn sie
 sonst gut ist, und ihres Werthes, wenn
 sie einigen hat, auch durch selbige nicht
 beraubet wird. Darauf gründet sich
 seine zuversichtliche Rede: „ Unserm
 „ sächsischen Brinzenraub haben die un-
 „ bescheidenen Splitterrichter mit aller
 „ ihrer böshaften Wuth seinen einiger-
 „ massen verdienten Werth noch nicht
 „ rauben können. „ Daher hat er auch
 kein Bedenken, von demselben mit groß-
 ser Zufriedenheit zu sagen, „ Plagium
 „ nostrum Kaufungense solis ineptis &
 „ vitio creatis Censoribus invisum &
 „ exosum, eruditis autem & eleganti-
 „ bus Viris gratum atque acceptum.
 „ Sed

„ Sed absit jactantia! „ Wo ich an-
 zumerken bitte, wie demüthig er eine
 Wahrheit, die ihm Ehre macht, so zu
 mässigen wisse, daß alles Eigenlob da-
 von entfernt wird. Diese Bescheiden-
 heit beobachtet er auch anderswo: „ Huc
 „ nostrum imprimis spectat poema,
 „ quod videatur, si operæ quidem
 „ fuerit pretium. Nam nostra non
 „ laudamus, ut Criticaltri. „ Aus
 diesem allem siehet man, wie unbillig
 diejenigen mit dem Hr. Doctor umge-
 gangen sind, welche daraus, daß seine
 Gedichte böse sind, haben schliessen wol-
 len, er wäre ein böser Mann.

Denn kan gleich seine Poesie
 Nicht als was auserlesens gelten,
 So wird man doch dieselbe nie
 Darum mit Grund der Wahrheit schelten,
 Daß sie was böses angestiftet,
 Und manches zarte Herz vergiftet.

„ Diese unverdiente Ehre, sind seine
 „ Worte, ist uns zwar von denen grau-
 „ samen alpinischen Ober-Bann- und
 „ Blutrichtern nach ihrer bereits bekann-

„ ren unartigen Höflichkeit, angethan
 „ worden. Es will es aber noch zur
 „ Zeit kein Vernünftiger glauben, daß
 „ unsre Schriften böse wären. Ziel-
 „ mehr wird allenthalben mit besserem
 „ Grunde der Wahrheit dafür gehalten,
 „ daß so wohl dieser unverschäm-
 „ ten Gegner Gemüthesneigungen, als
 „ auch deren Schreibart, unteutsche
 „ Sprache und so genannte Poesie
 „ grundböse, hart, rauh, verworren,
 „ und abscheulich seyn. „ Ist es mög-
 „ lich, daß jemand einem Menschen ein
 „ böses Herz hat zuschreiben können,
 „ welcher so gütig ist, daß er die gestoh-
 „ nen Fensterscheiben wider ihren satyri-
 „ schen Spötter in seinen poetischen und
 „ prosaischen Schutz nimmt: „ Ita ver-
 „ tere, sagt er, seria ludo, nec artis
 „ nec ingenii est; sed potius proter-
 „ vā petulantiae & scurrilis dicaci-
 „ tatis. Ridicula studio inani quæ-
 „ sita plerumque sunt frigida & infi-
 „ ceta quæ nec aures tangere possunt
 „ nec animum. Quare ejusmodi
 „ hominum ineptorum & insubido-
 „ rum incondita insulsaque joca &
 „ nive

„ nive ipsâ frigidiora scommata ge-
 „ neroſo contemptu & nobili fastidio
 „ à prudentioribus & ſeverioribus
 „ Viris merito ſunt pretereunda.,,

Also verlaſſe ich mich auf die Gütig-
 keit, Billigkeit, Langmüthigkeit und
 Artigkeit des Herr Doctors, wofern
 er in meiner Beurtheilung ſeines Opiz-
 zen critiſche Dichtkünſte und grobgepin-
 ſelte Mahlereyen antreffen ſollte, und
 ich ſchmeichle mir, daß er mir ſolchen
 Falles ſeinen Zorn in keinem andern,
 als dergleichen zierlichen und ausge-
 klaubten Latein zu empfinden geben
 werde. Eine ſo artige, und dabey ſo
 liebreiche und lehrreiche Züchtigung
 macht mich zweifeln, ob man nicht
 wüſchen ſollte, dem Hr. Doctor zu
 mißgefallen, nur damit man das Ver-
 gnügen habe, daß er uns eine ſolche
 angedeihen läßt. Wenn er ſein Ver-
 ſprechen, uns den Fleming zu liefern,
 wie er uns Opizen geliefert hat, erfül-
 len wird, wozu es ihm an Entſchloſ-
 ſenheit nicht mangelt, ſo werden wir
 ver-

] : o : [

vermuthlich Gelegenheit bekommen,
uns seiner Freundlichkeit und Höflich-
keit noch ferner würdig zu machen.

In Alneto nostro Alpino,
id. Jul. 1747.

Der

Der gemißhandelte
Opiz
in der trillerischen Ausfertigung
seiner Gedichte.

Der erste Abschnitt.

Von dem erneuerten Ansehn Martin Opizen und von
seinen eiteln Verehrern.

Als Schicksal, welches die opizischen Verdienste in der Zeit eines Jahrhunderts beynabe ins Vergessen hat sinken lassen, hernach aber durch eine seltsame Rückkehr wieder zu ihrem ersten Glanz erhoben, ist ein solches Paradoxum, dergleichen wenige in der Geschichte der Gelehrten vorkommen. Es ist zugleich ein klarer Beweisthum, daß die größten Verdienste des Nachruhms, der ihnen gebührt, nicht sicher wären, wofern man sie dem ungewissen und mechanischen Geschmakte eines künftigen Weltalters zu bestimmen lediglich überlassen würde.

Opiz war der Ruhm und die Lust seiner Zeiten; wer damahls den schönen Wissenschaften gewogen war, wer sich damit bemühet, der bewunderte die weitläufige Belesenheit dieses Mannes, seine genaue Bekanntschaft mit den Alten, seine tiefe Einsicht in verschiedene Theile der Gelehrsamkeit, seinen Eifer für die Ehre der
A deut.

deutschen Musen und die Verbesserung des Geschmacks, seinen erhabenen Geist. Die berühmtesten Männer erkannten ihn ihrer Freundschaft würdig, Buchner, Benator, Gruter, Linsgelsheim, Goldast, Bernegger, Barthius, Heinsius, Grotius, und setzten davon die stattlichsten Denckmäler auf; Fürsten und Könige würdigten ihn ihrer Gewogenheit; das Haupt des römischen Reiches schenckte ihm Helm und Wapen. Seine Schriften, und vornehmlich seine deutschen Gedichte, wurden vor Muster der Vollkommenheit gehalten, die Poeten dünckten sich groß, wenn sie ihn nachahmen konnten, und verehrten ihn mit den Nahmen des Königes und Fürsten der deutschen Dichter; seine Gedichte wurden in der kurzen Zeit von zwanzig Jahren zum achten mal aufgelegt, größtentheils bey seinen Lebzeiten, die Begierde nach denselbigen schien unersättlich zu seyn. Fleming, beynaher der beste von seinen Schülern, hat sich über seinen erhaltenen Ruhm in dem Gedichte an Hrn. Heinr. Nieborgen, deutschen Oberdolmetscher bey seiner Czarischen M. recht poetisch ausgedrucket;

Die Ströme sollten frischer,
Die Bäche sanfter gehn, indem ich stimmte an
Ein Lied, das jeder ehrt, und kaum der dritte kan,
Das mich mein Opiz lehrt, der Preiß der ersten Sänger,
Die redlich deutsch verstehn. Die Oder flosse strenger,
Der wilde Mayn schoß hin. Was war er, als nicht zahm,
Der ungelehrte Rhein? Als nur mein OPZ kam,
Und ließ den schönen Ton erst um den Bober schallen,
So sagt man hab es ihm so überwohl gefallen,

Das

Daß er sein schilfsicht Haupt hat dreymahl hoch empört,
 Und dreymahl laut geäußt. Die nahe Reiffe hört
 Und schrie es weiter aus. Der alte Neker lachte,
 Die niederdeutsche Maas entsätze sich, und dachte,
 Was ist dieß für ein Lied, das höher wird geführt
 Als meine Künstler thun? Drum ist er auch geziert,
 Als keiner noch vor ihm; Der Tajo kan ihn nennen;
 Die Seine lobet ihn; Die Themse wird ihn kennen.
 So seh' ich selbst ist, daß euerm Volgoy auch
 Er nicht ist unbekant. Das ist der Tugend Brauch,
 Sie dringt durch alle Welt. Nun glaub' ich, daß dem Tiger
 Er unbewußt nicht sey, ingleichen auch dem Neger,
 Und wo Maragnon braußt. Der edle Ferdinand,
 Der Prinz von Oesterreich, hat ihm mit eigner Hand
 In das gelehrte Haar die Blätter eingewunden,
 Die immer Jungfern sind und nie welck werden funden;
 Sein Preis der ist sein Lohn. Er und sein schönes Thun
 Wird über allen Neid und ewig seyn wie nun.

Und der gelehrte wittenbergische Prof. Buchner
 schrieb einst an ihn und von ihm: Non potest ascen-
 dere altius Musa patria, & necesse est, ut ac-
 quiescat eo fastigio, quo tu collocasti: Interim
 te sequemur longe, & tua vestigia adorabimus.
 Sic tamen non obscuro prorsus morituri.

Allein Opiz war noch kaum zwanzig Jahre
 unter den Todten, als sein Ruhm eine starke
 Verfinsternung erlitt, welche mit dem Laufe der
 Jahre je mehr und mehr überhand nahm. Die
 Hofmannswaldauische, die lobensteinische Schreib-
 art verwöhnte den Geschmack der Deutschen so
 übel, daß Opizens natürliche Einfalt sie nicht
 mehr rührete. Daher kam es, daß seine Ge-
 dichte in einer Zeit von vollen siebenzig Jahren
 nur ein einziges mal, nämlich 1690. wieder auf-
 gele-

geleget wurden, und dieses geschah nicht ohne starken Nachtheil des Verlegers. In den zwanzig erstern Jahren des laufenden Hundert ward auch sein Name nur selten gehöret, und es schien, daß die Scribenten durch ihr nachlässiges Stillschweigen ihn aus dem Gedächtnisse auslöschen wollten. In dieser ganzen Zeit wird man kaum zweene oder drene finden, von denen man mit Grunde sagen könnte, daß sie seine poetischen Vorzüge recht eingesehen hätten; und auch diese begnügten sich daran, daß sie ihre Hochachtung für ihn nur beyläufig, mit flüchtigen Zügen, und im Verschiesse andeuteten.

In dieser Verachtung lag Opizens Ruhm bis ins Jahr 1721. da die Verfasser des Sittenmablers, welcher in diesem Jahre in Zürich zum ersten mal an das Licht kam, sich seiner mit vollem Ernst und critischer Einsicht annahmen. Sie waren die ersten, welche den Boeten bey seiner vergesslichen Nation wieder bekannt machten, und sie priesen ihn als den ersten und vornehmsten Dichter der Deutschen mit solchem Eifer und Nachdruck an, daß weder Gelehrte noch Ungelahrte ihnen den Beyfall versagen konnten. Seit derselben Zeit wurden Opizens Name und Gedichte wieder erwähnt; die alten Auflagen wurden unter der Banke hervorgesucht; der Besizer der letzten sellgiebelschen von 1690. ward durch die erneuerte Nachfrage bewogen, den Vorrath von Exemplarien, die noch in seinen

nen Gewölbern begraben lagen, sorgfältig aufzubeben, er setzte vor die alte Auflage ein neues Titelblatt mit dem Jahre 1724. und bot sie der deutschen Welt von neuem feil. Um dieselbe Zeit wurden die hällischen Tadlerinnen, wie in andern Stücken also auch hierinnen das Echo der zürcherischen Lobeserhebungen; noch andere mehr machten sich eine Ehre daraus, Opizen ihr Lob mitzutheilen. Dieses hatte die Wirkung, daß Opizens Name durch allen Widerstand hindurchbrach, und in sein vormahliges Ansehen wieder eingesezet ward. Er ward schier durchgehends für den Vater der deutschen Poesie erkannt, und die neuern Poeten fiengen an, ihm als ihrem Anführer zu huldigen. Hr. Prof. Gottsched feyerte 1739. in Leipzig an dem Tage, an welchem der von Boberfeld vor hundert Jahren in Danzig Todes verblichen war, das Andenken desselben mit einer öffentlichen Lob- und Gedächtniß-Rede, in welcher er ihm das Lob beylegte, daß er durch seine natürliche und vernünftige Art zu denken / uns allen ein Muster des guten Geschmacks nachgelassen hätte, er sezte so gar als eine Grundregel fest, daß nur derjenige von den deutschen Dichtern das größte Lob verdienete / der dem gesunden / dem reinen / dem natürlichschönen Wize des grossen Opiz am ähnlichsten geworden. Durch dieses Beispiel eines Fremden ward Hr. Doctor Lindner in Hirschberg aufgemuntert, seine gesammelten um-

ständlichen Nachrichten von seines so berühmten Landmanns Leben / Tode / und Schriften / in Ordnung zu bringen, und in zweyen Octavo Bändgen in den Druck zu geben. Er hatte daneben in dem Eifer für die Ehre seines Vaterlands den Einfall, alle lebenden Dichter Deutschlands, insbesondere die schlesischen, aufzufodern, daß sie mit ihm zum Lobe des Urhebers und Vaters der deutschen Dichtkunst singen sollten, und er war so glücklich, daß er einen Beytrag von mehr als dreißig Lobgedichten auf den schlesischen Poeten erhielt; eine Ehre, dergleichen noch keinem deutschen Gelehrten wiederfahren ist. Dazu kam, daß schier zu einer Zeit drey neue Auflagen der opizischen Gedichte an verschiedenen Orten angekündigt wurden; die erste in Zürich, von bekannten Kunstrichtern, die zweyte in Leipzig von Hrn. Prof. Gottsched, die dritte in Göttingen von Hr. Prof. Gebauer. Da also in dem Laufe eines Jahrhundert der Geschmack der Deutschen durch das Ansehn und den Einfluß der opizischen Schriften zum zweiten mal glücklich verbessert worden, so kömmt ihm der Nahme des Erneurers des guten Geschmacks in Deutschland mit Rechte zu, und man wird sich schwerlich betriegen, wenn man demjenigen, dem Opiz gefällt, einen richtigen Geschmack zuschreibt.

Wenn es indessen erlaubt ist so genau zu seyn, und dem verdienten Lob selbst seine Gültigkeit zu bestreiten, wenn es sich nicht durch eine deutliche

liche Erkenntnis dessen, was in einem Charakter lobenswürdig ist, und durch die eigentliche Bestimmung des wahren Grades der Vollkommenheit rechtfertigen kan, so muß ich bekennen, daß das allgemeine Lob, welches den opizischen Verdiensten heut zu Tage schier durchgehends eingeräumt wird, mir in Ansehung der meisten, die es im Munde führen, ganz verdächtig vorkömmt, so daß ich es eben nicht für ein unbetrügliches Zeugniß von dem allgemein gewordenen guten Geschmaç annehmen kan; massen es nichts weniger als eine Wirkung der eigenen Einsicht in Opizens wahre Vortrefflichkeiten ist, sondern entweder eine bloße Wiederholung, oder eine Gefälligkeit für den Geschmaç seiner Zeiten, oder eine abgezwungene Rede. Denn man findet unter diesen Lobrednern Leute, welche durch ihre eigene leichte und kraftlose Schreibart genug verrathen, daß sie an Opizens körnigten Ausdrükungen und gedankenreichen Versen keinen Geschmaç haben. Es giebt andere, die sich nicht entblöden, mit einer dogmatischen Amtsmine auszusprechen, daß dasjenige, was dem Leser in Opizens Schriften so sehr gefällt, gar nicht seinen Verstandeskräften und den Regeln der Kunst, sondern einem ungründlichen Zufalle und blossen Ungefehr zuzuschreiben sey. Und man darf nur ihre Lobreden mit critischer Einsicht erwegen, so findet man bald, daß ihre Verfasser weder Opizen, noch das Lobenswürdige im Grunde eingesehen haben.

Wenn zum Exempel Hr. Prof. Gottsched, wie ers Nahmen haben will, die Schönheiten der opizischen Gedichte eingesehen hat, wie war es immer möglich, daß er in den zwo erstern Ausgaben seiner critischen Dichtkunst für die Deutschen Deutschlande seine eigenen Reimgeburten zur Nachahmung angewiesen, und Opizens Exempel mit Stillschweigen übergangen hat? In der dritten Auflage hat er zwar sich selber und Opizen Recht widerfahren lassen, aber man hat diese wichtige Veränderung gar nicht seinen vermehrten Einsichten in die Schönheiten der opizischen Poesie, sondern bloß der Scham zu danken, welche die Züchtigungen aus der Schweiz bey ihm hervorgebracht haben. Und er hat noch in dieser dritten Ausfertigung durch einige willkürliche aber unglückliche Veränderungen in dem Texte des Boeten verrathen, daß er Opizens Geist weder besitze noch kenne; wovon man in den Anmerkungen bey der zürcherischen Ausgabe genugsame Proben gegeben hat. Was selbst seine Lob- und Gedächtniß-Rede auf den Vater der deutschen Dichtkunst anbelangt, so entdecken Verständige nur allzu leicht, daß dieselbe vielmehr aus einer Begierde sich mit seinem oratorischen Schulwize breit zu machen, als aus einer gegründeten Hochachtung für Opizen entstanden sey. Denn sie ist in ihrer Erfindung und ihrer ganzen Einrichtung nichts anders als eine waschbaste schülerische Ebric; das größte Lob, das er ihm als einem

Boe.

Poeten zuleget / berubet auf diesem seltsamen
 Ausspruche: In welcher Art der Gedichte
 hat er uns nicht Meisterstücke gewiesen?
 Oden / Elegien / Briefe / Satiren / Lob-
 gedichte / Lehrgedichte / Trauerspiele / Sinn-
 gedichte / Uebersetzungen, Sonnette / Schäs-
 ferspiele / und kurz fast alle und jede Arten/
 worinnen sich sonst viele Poeten kaum ein-
 zeln hervorgethan haben / sind von ihm al-
 lein fast in gleicher Vollkommenheit verfer-
 tigt worden. Dieß ist das Merckmahl
 grosser Geister. Ihre Fähigkeit läßt sich
 nicht in enge Grenzen einschließen. Alles/
 was sie unternehmen / das gelinget ihnen.
 Wie ein reiner Spiegel alle sichtbaren
 Dinge darstelllet / die vor ihn gebracht wer-
 den; so nimmt auch der reiche Wiz eines
 Dichters fast alle mögliche Gestalten an.
 Wir finden dieses Merckmal grosser Geister zum
 Unglücke weder beyrn Virgil, noch beyrn Ho-
 mer, die uns keine Meisterstücke in Uebersetzun-
 gen, Sinngedichten, Sonneten und dergleichen
 geliefert haben. Und er verräth nur gar zu of-
 fenbar, daß er diese Lobrede vielmehr als eine
 oratorische Uebung als im wahren Ernste geschrie-
 ben habe, wenn er in den Anmerkungen Bl. 48.
 das Zeugniß, das Buchner gegeben hat, Non
 potest ascendere altius Musa patria, mit den
 Worten einschränket: Ich gebe ihm Beyfall/
 daß zu seiner Zeit er der vortrefflichste Poet
 gewesen ist. Womit er Buchners Urtheil

U s

ganz

gänzlich entkräftet, welches doch eben dasjenige ist, das der große Leibniz von Opiz gefällt hat, daß Opiz bey uns, wie Virgil bey den Römern der erste und letzte seines Schrottes und Kornes gewesen. Als ob zu Hr. Gottschedens Zeit, wenigstens zu der Zeit, da er die Gedächtnißrede gehalten hat, schon ein vortrefflicherer deutscher Poet gewesen wäre; zu geschweigen, daß das gottschedische Lob, daß einer zu seiner Zeit der vortrefflichste Poet gewesen sey, mit eben so vielem Rechte dem Hans Sachs zukommen kan. Wenn er ferner Bl. 12. Opiz unsern deutschen Ennius nennt, so kan man schwerlich begreifen, mit welchem Gewissen er ihn in derselben Rede den iztlebenden Dichtern, die nach seiner Meinung in dem güldenen Alter der deutschen Poesie leben, für ein vollkommenes Muster der Nachahmung empfehlen dürfe. Wir können nicht hoffen, daß die schlesischen Lobredner, die sich in so grosser Anzahl von Herr Dr. Lindner haben werben lassen, ihre Urtheile auf tiefere Einsichten gegründet haben, nachdem einer von denselben aufrichtig gestanden hat, daß Opiz seinen Landesleuten nicht weiter als aus dieser gottschedischen Lobrede bekannt sey, indem er ausdrücklich so singet:

Hier sieht man, was das Straßamt kan,
Und wie es auch den Undancz rühret,
Das jener hochgelehrte Mann,
Der an der Pleiße sizet, führet.

Gäß

Gab er uns nicht den Unterricht,
 Wir kennen, glaub ich, ist noch nicht
 Den Vater aller deutschen Dichter:
 Wir tappeten noch ganz gewiß
 Im Nebel, Dunst und Finsterniß.
 Nun fällt die Dese weg, nun wird's auf einmahl lichter.

Es ist ja schlechterdings unmöglich, daß man ein Licht anders als an einem andern Lichte anstecker könne; demnach können die schlesischen Lobgedichte nichts gründlicheres in sich haben, als eine glaubige Wiederholung dessen, was andre zuvor gesagt haben, und man ist begründet, ihren Verfassern aus dem Persius zuzurufen: Quis expedit Pittaco suum XAIPE? Aber, wenn auch dieses so offenberzige Bekenntniß nicht wäre, so verrathen sie selbst genugsam, daß ihr angenommener Eifer für Opizens Ehre gar nicht aus einer Erkenntniß seiner Verdienste entstanden, sondern daß sie gern in wolklingenden Reimen haben nachsprechen wollen, was andere mit gleich so kurzen Einsichten des Lobes gewürdiget haben. Daher sind ihre Lobsprüche entweder so unbestimmt, daß sie durch die bloße Veränderung des Namens, der gelobet wird, auf hundert andere Personen passeten, z. E.

Der Mann, der große Mann, dem Zeit und Ewigkeit
 Zu Dienste stehen soll; der Mann, den alle kennen,
 Der Mann, den Freund und Feind der Deutschen Vater nennen,

Der Mann, der bis izund kaum seines gleichen hat;
 Der selbst der erste war, und dennoch etwas that,
 Das niemand so geschickt, als er, verrichtet hätte.

Oder

Oder sie sezen seinen größten Verdienst als eines
Poeten in solchen Dingen, die das innere Wes-
sen der Poesie am wenigsten angehen; sondern
bloß zu dem äußerlichen Mechanismo des Ver-
ses gehören. Dergleichen sind:

Und Opiz lehrte sie ein Lied im höhern Chor.
Er schrieb den irdenden die schönsten Regeln vor;
Sein Einfall war erweckt, sein Denken voller Leben,
Sein Solbenmaß geschickt den Worten Kraft zu geben,
Und seine Schreibart rein.

Ein anderer:

Er hat der Poesie zuerst ein wahres Leben,
Uns aber manchen Schwan, der ihm gefolgt, gegeben.
Die Sprache ward durch ihn von fremden Wörtern rein,
Sein Schreiben war gelehrt, der Ausdruck nicht gemein.
Auch hierinn ist er uns beglückt voran gegangen,
Daß er die Redensart zu bessern angefangen.

Item:

Wer hat unser Sprachgerippe
Bündig, feist und schön gemacht,
Und des Deutschen schwere Lippe
Zu so leichter Sprache bracht?
Opiz, Opiz war der Held,
Der dieß alles hergestellt.

Oder ihr Lob ist so gar ausschweifend, daß sie
Opizen ohne Unterscheid mit allen alten und
neuern Poeten, die sie kaum dem Rahmen nach
kennen, in eine Vergleichung stellen:

Er kam dem Maro gleich,
War wie Ovidius an schöner Annuth reich,
Schrieb

Schrieb bündig wie Horaz, wie Sophocles erhaben,
Und scherzend wie Owen! ja er gab allen Gaben
Des Tasso und Malherb an Schärff und Artigkeit
Nichts im geringsten nach.

Wiederum :

Virgil schrieb süßende, natürlich, feurig, rein.
Sollt Opiz nicht Virgil, Virgil nicht Opiz seyn?

Ihr treffet alles das in ihm beyammen an,
Was uns Horaz, Homer und Naso geben kan.

Noch mehrere Ingredienzien fordert der folgen-
gende für einen Opiz:

Höre, wie man ihn durchgängig als Virgil und
Pindarn preißt;

Höre, wie er unser Konfard, unser Fontanelle heißt;
Wie man ihn dem Juvenal, dem Owen zur Seite
setzet;

Wie man ihn dem Claudian, und dem Varro ähn-
lich schäzet;

Wie man ihn für den Petrarcha, für den de la Motte
erkennt.

Wie man ihn Racin, Malherben, und den deut-
schen Marott nennt

Höre, wie wir alles das nur in einem Opiz wissen.

Wer wird sich wohl aus einem solchen Misch-
masch einen deutlichen Begriff machen, und den
Homer, Pindar, Juvenal, Claudian, Owen,
Fontanelle und Marot unter eine Person brin-
gen können? Aber noch abentheurerlicher ist die
Vergleichung des Schlessischen Dichters mit dem
Prinzen Eugenius:

Schweig,

Schweig, o Reid, mit deinem Haffe!
 Opiz spottet der Gefahr;
 Denn er ist auf dem Barnasse,
 Was Eugen im Felde war.
 Schau nur, wie er ohn Errothet
 Alle Vorurtheile beugt,
 Und die Alpen der Poeten
 Klug und herzhaft übersteigt.

Wer siehet nicht, daß Herr Daniel Stoppe/
 denn so nennet sich der Verfasser dieser unerhör-
 ten Vergleichung, ohne Erhörnung gebethet, da
 er Opizen angeruffen hat:

Leb' mir deiner Einsicht Stärke,
 Hand, und Kopf, und Kiel, und Geist;
 Daß man keine Schwachheit merke,
 Wann dich Stoppe stoppisch preist.

Wohl ein Stoppisches Lob, dergleichen man
 ohne Kopf und Geist hervorbringen kan! Es ist
 völlig in dem Geschmack jenes Küsters von Jü-
 terbof, der eine eben so sinnreiche Vergleichung
 zwischen seinem Kirchen-Thurme und dem prächt-
 igen Throne Salomons angestellet hat.

Und dennoch ist bey allem diesem überstim-
 ten Lobe kein so armseliger Meistersänger unserer
 Zeiten, den diese Lob-Redner nicht Opizen vor-
 ziehen: Da heißt es bald:

Ist dieses Schwans Verlust nicht tausendmahl ersetzt,
 Da dich Elisen manch schönes Lied ergötzt,
 In dem die Thöne reiner klingen?

* * *

Soll der versaulte Mund dir etwann schöner singen,
 Als

Als Hofmannswaldau sang, als Schmolke, Lo-
henstein,
Und Scharf, und Lindner spielt, als Günthers
Lieder sehn?

Soll, da die Lorbern noch um ihre Scheitel grünen,
Dir Martins morsches Wein zum besten Rohre dienen?

Bald wiederum:

Erörtert doch den Streit; denn wenn ichs sagen muß:
Bis jezo hat kein Schwan dem Opiz gleich gesungen;
So thu ich ganz gewiß der Wahrheit selbst Verdruß,
Wo seiner Kinder Flug sich über ihn geschwungen.

**Und ein anderer hat diesen Streit mit folgendem
Macht-Spruche erörteret:**

Und so bleibt Opiz dann vor allen andern groß.
Gesetz, daß nach der Zeit des Vaterlandes Schoß
Mehr Kinder guter Art dem Helikon gezeugt:
Gesetz, daß Gryphius ein wenig höher steigt,
Daß Hofmannswaldau sich der Anmuth Meister
macht,
Daß Neutirch, Broßs und Dietsch ein besser Lied
erdacht,
Daß Neumann, Schmolke und Scharf die Schwä-
ne Eions bleiben,
Daß Stief und Gottsched rein, gelebt und bündig
schreiben;
Gesetz, daß Schlessen mit Günthers Flöte prangt,
Daß Langnau vielen Ruhm auf dem Parnas erlangt,
Daß Lindners muntre Hand der Saiten Ton erhebet,
Und unsern Opiz selbst durch seinen Geist belebet;
Gesetz, daß eine Frau den Lorbeer zu sich reißt,
Die Zeunemannin jetzt die zehnte Muse heißt,
Und eine Zieglerin in der Gelehrten Orden
Durch ihren netten Kiel der Krone würdig worden.
Gesetz, daß andre mehr der Sprache Keimigkeit
Zum höchsten Flor gebracht: Gesetz, daß unsre Zeit
Das

Das Alter übertrifft, und Opiz selbst gestände,
Daß er mehr Artigkeit bey seinen Kindern fände,
Als er kaum selbst gehabt.

Wann man nun voraus sezet, daß Opiz ein
Homer / Pindar / Sophocles, Virgil,
Horaz zc. gewesen, und gleichwohl von Hof-
mannswaldau / Lobenstein / Neukirch,
Pietsch / Neumann, Schmolk / Scharf /
Stief / Gottsched zc. übertroffen worden; so
folget gar natürlich, daß die alten Griechischen
und Römischen Dichter diesen jetzt benannten
Deutschen weit nachzusetzen seyn: Und es muß
also in gewissen Augen ein schlechtes und gemeines
Lob seyn, ein Homer / Pindar / Virgil /
Horaz zc. zu beißen, da so kleine Geister es sich
beynabe für eine Schande rechnen würden, sich
mit solchen zu messen. Inzwischen zanken sie
sich dennoch um die Erbschaft des Opizischen
Ruhms: Herr Hans Carl Neumann hat
dieselbe in einem eigenen Gedichte dem Hrn. D.
Lindner zugetrennt; Der possierliche Anfang
desselben lautet:

Apollo las aus vielen Bildern
Sich neulich unsern Opiz aus.
Er war bemüht ihn abzuschildern;
Und sieh! es ward ein Lindner draus!

Das mag wohl der Apollo auf dem Bloksberg
gewesen seyn, dem man mit Horaz hätte zurus-
fen mögen:

*Amphora cœpit institui, currente Rota cur
Urceus exit?*

Und

Und diesem ist auch der folgende Ausspruch allerdings anständig:

Apollo ließ sich leichtlich weisen,
Er gab gleich seinen Willen drein,
Und sprach: Nun soll man Lindnern preisen,
Der soll der andre Opiz seyn.

Und dieser Ausspruch ist eben so gerecht, als der zureichende Grund, womit die Aelter Eiodenselben dem Apollo abgedrungen hat, richtig und wahrhaft ist, wenn sie ihn mit folgenden Worten zu Rechte weiset:

Bedenke, wie manch schön Gedichte
Hat Lindner dem Varnas gebracht,
Und daß das strengste Gerichte
Ihn stets dem Opiz gleich geacht;
Ja dessen hohen Geistes Gaben
Ihn vielmahl übertroffen haben.

Lindner überträgt diese Ehre, nachdem er sie zuerst ein wenig gekostet, dem wahren andern Opiz / Hrn. Prof. Gottsched in Leipzig, durch ein eigenhändiges authentisches Sessions-Diploma, welches er auf der 226. S. von sich gegeben hat: Und Hr. Pastor Minor erkennet ihn in diesem Character auf der 217. S. Hingegen hat Herr Collega Scheibel auf der 246. S. diese Ehre Neukirchen zugesprochen:

Vou dieser Dichter Art entriß sich Neukirchs Geist,
Den man nunmehr mit Recht den andern Opiz heist.

Noch andre aber schätzen derselben alleine den Hirschbergischen Aesop Stoppe würdig:

B 7

Was

Was Bunzlau nicht mehr hat, macht uns ein Zirsch-
 berg kund,
 Hier ist der Helicon, dort der Poeten Mund.

Man sehe auch auf der 160. und 210. Seite.
 Stoppe aber schlägt aus einer recht großmü-
 thigen Bescheidenheit die Helfte von dieser Ehre
 glatter Dinge aus, und will sich mit der andern
 nur herzlich gern veranügen: Er sagt in dem
 Schlusse seines Gedichts:

Wenn ich ohne Selbstbetrug
 Nur ein halber Opiz wäre;
 Wäre mir das schon genug.

Und es ist zu besorgen, wenn sich diese ernannte
 andere Opizen nicht in der Güte mit einander
 vertragen können, daß dieser Rangstreit auf dem
 Bloksberge noch wohl zu einer gefährlichen
 Empörung ausschlagen dürfte.

Aus allen diesen ungereimten und mit sich
 selbst streitenden Urtheilen, in welchen Opizens
 Werth mit den Vorzügen der alten und der
 neuern verglichen, und ihr Verhältniß gegen
 einander gezeiget wird, läßt sich sattfam abneh-
 men, wie übel nicht nur der opizische Ruhm
 unter dem Schutze seiner meisten heutigen Ver-
 ehrer verwahrt, sondern wie schlecht es noch
 überhaupt um den Geschmak der Deutschen,
 und vornehmlich der Schlesier, in Absicht auf
 das wahre Wesen der Poesie bestellt sey. Wer
 hätte geglaubt, daß es bey dem Lichte unserer
 Zeiten, welche sich eines so ganz gereinigten
 Ge-

Geschmackes rühmen, noch Leute geben sollte, die von Homer, Pindar, Sophocles, Virgil, Horaz, so niederträchtige Gedanken hegeten, daß sie Hofmannswaldau, Lobenstein, Gryph, Neukirch, Stoppe, Gottsched, ihnen bald an die Seite, bald gar über sie hinauf setzten? Verrathen nicht ihre Lobreden auf den Vater der deutschen Poesie, daß sie loben, was sie nicht kennen, noch verstehen, indem sie auf eine solche Art loben, welche Verständige für eine Beschimpfung aufnehmen müssen?

Zu diesen blinden Verehrern der opizischen Muse gesellte sich noch jüngst der Hr. Doctor Triller. Das Getümmel, das in den Winkeln Deutschlands, und von den Stümpfern selbst zum Lob des Poeten erhoben ward, hatte die Gewalt auf ihn, daß er nicht nur seine Stimme mit den andern vereinigte, sondern Opizen seinen Beyfall auf eine noch ungehaltenere Art zu empfinden gab; indem er sich auf den verderblichen Entschluß verführen ließ, Hand an eine Ausgabe der opizischen Gedichte zu legen, und damit so starke Schritte zu machen, daß er allen denen vorkäme, welche den Opiz ebenfalls zu liefern versprochen hatten. Es wäre für diesen nützlicher gewesen, daß Herr Triller niemals von ihm gehört, oder daß er ihn gar verachtet hätte. Doch ist es vermuthlich, daß seine Verehrung desselben diesen Ausbruch nicht genommen hätte, wenn ihn nicht der franckfurtische Buchhändler durch eigene Bewegung.

B 2

Grün,

Gründe dazu aufgemahnet hätte. Der Hr. Doctor erzählet uns, daß dieser ihn um die Besorgung der neuen Ausfertigung ersucht, und daß ers ihm theils aus Freundschaft, theils darum zugesagt habe, weil er sich die Sache allzu leicht vorgestellt hätte. Er fügt hinzu, er hätte sein Wort gerne zurückgenommen, wenn ers ohne Scham hätte thun können. Wie dem seyn mag, so wird eine nähere Betrachtung seiner Arbeit zeigen, ob es ihm nicht eine noch grössere Schande gewesen sey, sein Wort zu halten.

Der zewente Abschnitt.

Von der Uebereilung in der Erwählung der felligebel-
schen Ausgabe.

Von einem Menschen, der über sich nimmt, daß er die Ausgabe eines Scribenten besorgen wolle, kan man nicht ein wenigeres fordern, als daß er den Verfasser mit dessen ächten Lesarten lifere. Dieses zu bewerkstelligen muß er nothwendig die besten Handschriften, oder zum wenigsten die besten Ausgaben, so schon davon gemacht worden, zu Rath ziehen. Der Hr. Dr. Triller bekennet zwar gerade zu S. V. der Vorrede, daß er von den verschiedenen opizischen Ausgaben anfangs keine als die letzte zwar vollständigste aber auch fehlerhafteste von 1690. gehabt; doch rühmet er sich zugleich, daß

daß er nachgehends auch verschiedene von den frühern Ausgaben zur Hand gebracht habe. Daß dieses sehr spätbe geschehen sey, nachdem man in der Drukerey mit dem Werke schon ziemlich weit fortgegangen war, läßt sich aus seinen eigenen Worten, die er nach wenigen Zeilen hinzusetzt, abnehmen: „Manches ist „ noch stehen geblieben, welches hätte ver- „ ändert werden können / wenn ich alle diese „ Sachen gleich anfangs bey der Hand gehabt „ hätte, als das Werk der Presse schon würck- „ lich übergeben war.“ Eben dieses giebt uns den Schlüssel, was und wie viel wir aus der unbestimmten Versicherung in S. IV. zu machen haben, wo es heißt: „ Zu dem Ende haben „ wir nun verschiedene alte opizische Ausfert- „ gungen gegen einander gehalten, und daraus „ die beste / sicherste / vernünftigste / und „ wahrscheinlichste Art zu lesen erwählet.“ Wir können augenscheinlich dartun, daß der Hr. Doctor die Auflage von 1690. mit allen ihren Fehlern geliefert, so daß es nichts gesagt ist, was er von seinem Fleiße in Gegenhaltung der alten Ausfertigungen, und der Wahl der besten, sichersten, vernünftigsten und wahrscheinlichsten Art zu lesen geprahlet hat. Wir wollen zu dem Ende das prosaische Gedicht, die Hercynie, vor uns nehmen; es kommt in der trillerischen Ausgabe, schier bey dem Ende des zweyten Theiles zu stehen, wo das Werk schon zu seiner Mitte angewachsen war. Die sellglebel-

schen Fehler, die darinnen so fleißig behalten sind, geben genug zu verstehen, wie lange er gewartet habe, bis er zu der so sehr gerühmten Vergleichung der Ausgaben, und der Wahl der Lesarten geschritten ist.

In der Zuschrift an Hrn. Hs. Ulrich Schafgotsch liest die Aufl. 1690. Es befinden sich drey gelehrte Poeten/ nebenst mir/ **WV** die lustigen Berge/ Wälder und Wiesen/ so Ku. Gn. gehörig sind/ reden unter Gestalt der Sirten. Und so liest auch Hr. Triller, da es doch unstreitig muß gelesen werden, **WV** die lustigen Berge/ wie die Edit. 1630. hat. Bl. 652. Z. 1. Wiewohl ich mich nun besorgte, daß mir **WV** Einsamkeit möchte abgestriekt werden. So liest auch Fellgiebel, da es doch nach der Edit. von 1630. heißen soll **WV** Einsamkeit. Bl. 652. lin. ult. Hr. Triller liest mit Fellgiebel: Von dannen wir/ dich auszuforschen / hieherwärts gegangen sind. Die Aufl. 1630. liest: Von dannen wir der Trift nach hieherwärts gegangen sind. Bl. 667. Darunter dein erschöpftes Vaterland ist. Hr. Triller setzt mit Fellgiebel hinzu: Bunzlau ist. Und gleich darauf: Der seinen Strom und Nahmen der Oder zugleich **WV** Antwortet. Die Aufl. 1630. liest: einantwortet. Bl. 668. Wie der närrische Midas nicht allein den Danck/ sondern auch gar Eselsohren davon bekommen habe. So Fellgiebel. Aber die Ausgabe 1630,
wie

wie es der Verstand erfordert: nicht allein
U **U** **E** **T** den Danck. Bl. 672. hiesiges
 rohe Kiefengefilde. So Fellgiebel. Opiz von
 1630. hohe. Bl. 678 Sie sollen dich be-
 gaben. So Fellgiebel. Opiz aber 1630. Sie
 wollen dich begaben. Bl. 694. mit Fell-
 giebel:

Die zarten Rinden hier,
 Die Birken lassen gehn ihr Laub, die grüne Zier.
 Opiz von 1630:

Die zarten Birken hier,
 Die Fichten lassen gehn ihr Laub, die grüne Zier.
 Bl. 696. mit Fellgiebel:

Meine Freude, die mich bindet,
 Ist der List und Kräuter frey.
 Opiz von 1630:

Meine Freundinn, die mich bindet.
 Bl. 703. Dieß Wasser ist am Geschmack etz
 was widerwärtig / auch den Augen nicht
 allein allermaßen dienstlich. So Fellgiebel.
 Opiz von 1630. läßt das allein, welches den
 Verstand verderbet, weg.

Also liefert der Hr. Doctor die fellgiebelsche
 Ausfertigung von 1690. mit ihren Fehlern, und
 diese giebt er für Opizens, wenigstens, für die
 besten, sichersten, vernünftigsten, und wahr-
 scheinlichsten Arten zu lesen. Wir müssen zu-
 frieden seyn, wenn er uns diese Ausgabe sorg-
 fältig gegeben, und wenn er die Fehler derselben
 nicht mit neuen und eigenen vermehret hat.
 Wir dürfen dieses mit desto grösserer Zuversicht
 hoffen, weil er gewußt hat, daß die Fellgie-
 bel-

belsche Ausgabe die fehlerhafteste ist. Sein Vorsatz scheint auch desfalls gut genug gewesen zu seyn, wenn wir ihn S. IV. in der Vorrede sagen hören: „ Dieses ist unsere fürnemste
 „ Sorge gewesen, daß wir die Opizischen Ge-
 „ dichte, so viel möglich, genau, treulich,
 „ rein, sauber, verständlich und von allen
 „ Druck- und Schreibe- Fehlern gereiniget,
 „ den Lesern überlieffern möchten. Diese Sorg-
 „ falt war auch in der That höchst nöthig, in-
 „ dem an unzähllichen Stellen, der Verstand
 „ durch Nachlässigkeit der Schreiber und Dru-
 „ ker, oft dermassen Noth gelitten; daß Opiz,
 „ wenn er wieder kommen sollte, öftters selbst
 „ nicht recht verstehen würde, was er ehedessen
 „ geschrieben hätte. „

Doch wir wollen von dieser Sorafalt auch nicht zu viel hoffen, nachdem wir selbst in der Vorrede, wo diese Worte stehen, S. VI. ein Kennzeichen der größten Nachlässigkeit in Uebersetzung des Druckes antreffen; da es durch Bersezung einer ganzen Zeile heißt: „ Was die Un-
 „ merkungen anbelanget, so hat man Bequem-
 „ lichkeit willen dem Text jedes mahl un diesel-
 „ ben in dieser neuen Ausgabe, um mehrerer ten
 „ an die Seite gesezet, da sie vorher = „ Er redet auch selbst S. VII. aus einem ganz andern Tone, und widerspricht sich beynabe selber, wenn er ausdrücklich sagt: „ Ich habe die Feder
 „ selbst ergriffen, und die Druckfehler so viel
 „ nur möglich, auszutilgen gesucht, welches
 „ mit

„ mir auch, wosern ich mir nicht schmeichle,
 „ überhaupt noch ziemlich gelungen, NB. wenn
 „ nur allezeit die Sezer hätten recht folgen,
 „ und der vorgeschriebenen Verbesserung fleißig
 „ nachgehen wollen.

Ein wenig weiterhin sagt er uns noch deutlicher, was wir uns der so nöthigen Correctur halber zu versprechen haben: „ Allein man wird aus der genauen Zusammenhaltung leicht abnehmen können, daß nicht ein Autor allein der Correctur fürgestanden; sntemahl, sonderlich in die grotianischen Anmerkungen, und die daselbst häufig angeführten Nahmen der alten Scribenten, NB. so viele lächerliche und ungeräumte Druckfehler aus Nachlässigkeit oder Unwissenheit eingeschlichen, NB. daß mich meiner bey demselben Buche angewandten besondern Mühe zum öftern gereuet. „ Man kan von einem Herausgeber kein klareres und nachdrücklicheres Bekenntniß einer nachlässigen Correctur fodern. Nach diesem können die Worte, dieses ist unsere vornehmste Sorge gewesen / daß wir die opizischen Gedichte genau / treulich / rein / sauber / verständlich / und von allen Druckfehlern, „ nichts weiter bedeuten, als einen zwar guten aber unfruchtbaren Vorsatz und Willen, dem es mißlungen ist; und man müste sehr unbillig seyn, wenn man nicht Fellgiebeln selbst, der doch die fehlerhafteste Ausgabe der opizischen Gedichte gemacht hat, einen gleichmäßigen zugestehen wollte.

Wer auch diese Beschuldigung offenbar erwiesen haben will, dem wollen wir mit vielen Exempeln zeigen, daß in dieser trillerischen Ausgabe, die auf dem Titelblatte verheißt, daß sie sorgfältig von neuen übersehen, und allenthalben fleißig ausgebeßert worden, die Fehler der sellgiebelschen unendlich vermehret und gehäuft seyn; ferner, daß des Hr. Doctors bittere Klage über die Nachlässigkeit der Correctur nicht bloß von dem Grotianschen Werke, und den Anmerkungen über dasselbe gelte, sondern daß die ganze Ausfertigung in allen ihren Stücken davon habe leiden müssen.

Von der deutschen Poeterey. Bl. 7. als daß sie . . . zu Zeiten vornehme Leute, die um ihres Verdienstes willen in dem Himmel berufen seyn, angedeutet wird. Anstatt daß es heißen sollte: in *DEI* Himmel beruffen sind/ Item: angedeutet haben. Auf der folgenden 8. S. *ἀριστὸν μὲν ὕμνῳ.*

Bl. 26. Es siehet nicht wol aus, wenn ein Vers in einsylbigen Wörtern bestehet: dessen Exempel Ronsard giebet:

Je *vu* le Ciel si beau, si pur & net.

Anstatt: in lauter einsylbigen Wörtern *ic.* und Je *vy.*

Ibid. Das Ansehen der poetischen Rede anlangt. Anstatt: anlangend.

Bl. 44. Wann Sappho diese Verse . . . gesungen, hat sie ihnen mehr Anmuthigkeit gegeben, als eine Trompete und Pauke den mannhaftig-

haftigen und kühnen Versen des Alcäus.
Statt: alle Trompeten und Pauken.

Bl. 51. 52. Ja/ wie man einen Kinger
oder Fechter in öffentlichen Schauplaz ausüb-
rete, er mußte vorher seinen Rahmen geben.
Statt: keinen Kinger.

Ibid. SENTENTIIS JUDICIUM. Statt:
Judicum.

Ibid. Hiezu kommt die Hoffnung vieler künf-
tigen Zeitred.

Bl. 53. Die Genüge und Ruhe, welche
wir schöpfen aus dem gemeinen Gespräche und
Gemeinschaft der grossen hohen Seelen. Statt:
geheimen.

Ibid. Zoroaster soll 20. Jahre in höchster
Einsamkeit zugebracht haben, damit er in Er-
forschung der Dinge nicht irren möchte. Statt:
nicht geirret wurde.

Lobgesang auf die Geburt Christi. In
der Anmerkung über den 118. Vers: Paul.
Diaconus sagt in Erwehlung der Regierung
Augusti. Lib. VII. Historiæ miscellæ. Statt:
Erwähnung.

Heinsii Lobgesang J. Chr.

- B. 209. Von vielen nicht gekannt, und andern auch
vernichtet. Statt, von andern.
B. 516. Vor Jahre, vor der Zeit, eh er kam auf die
Welt. Statt, viel Jahre.
B. 666. Die in die Finsterniß und Todes-Schatten
schweben.
B. 750. Verkündigt dein Gebott, bis auf den Berg
gefallen. Statt: bist.
B. 781. Da werden wir nur nicht durch täglichs
Brod genehret. Statt: nicht nur.

Auf

Auf das 1621ste Jahr.

B. 170. Mit deines Lebens Last und Kerker gehst umgeben. Statt: Leibes.

Lob des Krieges Gottes.

B. 333. Dann ist es gar spath den Esel auszuschlagen. Anmerk. über den 173. B. Unter den 5. Töchtern der Sonnen versteht *Fabius Planciates Fulgetius* die fünf Sinnen. Ihr er gedenckt auch *Lactantius Placidus* zum *Statio*. Anstatt: *Furius Publius Fulgentius* &c. und *Luctatius Placidus*.

Anmerk. ad v. 256. HORATIUS im III. B.:

- - - hunc inter fluvio Tiberinus amoeno
Vorticibus rapidis, & multa flavus arena.

Es ist aber aus Versehen eine ganze Zeile aussen gelassen, und soll heißen: Horaz im 3. Buche:
Villaque flavus quam Tiberis lavit,

Virgilius:

- - - Hunc inter fluvio Tiberinus amoeno,
Vorticibus rapidis, & multa flavus arena.

Anmerk. ad v. 560. Und es darf uns nur nicht fremd fürkommen, (sagt *Servius* hierüber) daß des *Martis* Wagen in des *Vulcanus* Hause geschmiedet wird. „ Er läßt das vornehmste, nämlich die Ursache aussen: Dann er ward in seinem Abwesen geschmiedet. Um welcher Worte willen diese Citation gemachet wird.

Anmerk. ad v. 568. ἀρά τε τὸν μαλερόν. Statt:
ἀρά τε.

Anmerk. ad v. 569. *Victoria*) die Götter des Siegs. pro Göttin.

Lob des Feldlebens.

Zuschrift: Als ein Kleinod dessen/ und ein Vorbild des künftigen Lebens. Statt: dieses

B. 103.

B. 103. Ihr Hut ist Haberstroh, ihr Kittel ist varat
Von Seiden, die sie selbst zuvor gesponnen hat.
Statt: Varat oder Burat.

Sercinia.

Bl. 649. durch die Wolthaten eines Traums.
Statt: Wolthat.

Bl. 650. und mich in freywilliges Elend ver-
jagen will? Es ist eine Gewohnheit, daß ic.
Statt: ein freywilliges, und, Es ist eine
böse Gewohnheit.

Bl. 672. zuweilen das Sudöten Gebürge sey
genennt worden. Statt: zuweilen das Sude-
ten oder Sudöden Gebürge sey genennt worden.

Bl. 674. Schau hier den edeln Schild, als je der Tag
geschienen. Statt: beschienen.

Bl. 684. ihr werdet mit meiner Schwestern
anizo erzeigten Gunst vergnüget seyn. Statt:
mit meiner und meiner Schwestern.

Bl. 686. wir stiegen also gemach gegen der
Spize zu. Statt: gemach und gemach.

Bl. 691. Kräuter, welche sie . . . zu gewis-
sen Jahrszeiten mit der Hand eingelesen hatte.
Statt: mit der linken Hand.

Dieses sind indessen nur kleine Proben, wel-
che mir im flüchtigen durchlauffen dieser Stücke
in die Augen gefallen sind.

Der

Der dritte Abschnitt.

Von dem ängstlichen Fleiße Opizens Orthographie zu verbessern.

So viel Redens Hr. Dr. Triller von den wichtigen Geschäften macht, welche das kostbare Geschenk der Zeit von ihm fodern, und so eine starke Abneigung er gegen die fleißigen Müßiggänger und stumpf-scharfsinnigen Anatomisten der Sylben S. IV. der Vorrede bezeigt, so hat ers doch für keine Arbeit gehalten, die seiner unwürdig wäre, daß er sich mit der Orthographie in den opizischen Gedichten abgab. In diesem Stücke haben die Deutschen seit Opizens Ableben so viele Veränderungen gemacht, daß die heutige Art die Töne der Aussprache zu buchstabieren von der ehemahligen vielfältig abweicht. Ueber diese Kleinigkeit haben sie mehr nachgedacht, und mehr geschrieben, als über die wichtigsten Stücke der Grammatik, woran sie es uns bis auf den gegenwärtigen Tag haben mangeln lassen. Wie glücklich oder unglücklich sie damit gewesen, gehört nicht zu meinem Vorhaben. Ich wünschte nur, daß sie bald mit sich selber, und mit einander deswegen einig würden; indessen wollte ich nicht gerne der erste seyn, der allen ihren Neuerungen folgete, und nicht gerne der letzte, der sich nach denselben bequeme, wenn sie durchgehends angenommen wären; eben also halte ich es mit den Moden in der Kleidung.

Der

Der Hr. Triller hat in seiner Ausgabe die Orthographie, die Opizen und seinen Zeiten eigen war, verworfen, und die heutzutage übliche dafür gebraucht. Er schmeichelt sich, daß er ihr damit vor andern einen wichtigen Vorzug beygelegt habe. Man kan seine Versicherung davon nicht ohne Mitleiden lesen. Er sagt:

„ Die schwereste, unerträglichste und doch zu-
 „ gleich unsichtbare und schlechteste Arbeit war
 „ diejenige, welche ich auf die Ausbesserung
 „ der uralten und für mehr als hundert Jahren,
 „ üblichen Orthographie oder Recht, wo nicht
 „ vielmehr Unrecht, Schreibung, verwenden
 „ müssen, als in welcher alle Ausgaben der
 „ opizischen Gedichte, aus angebohrner Faul-
 „ heit der Correctorum, abgedruket waren.
 „ Hier mußte ich nun nicht nur oft ganze Zeilen,
 „ sondern auch öfters alle Worte in allen Zei-
 „ len umschmelzen. Daher ich freywillig be-
 „ kennen muß, daß meine sonst ziemlich gedul-
 „ tige Aufmerksamheit durch diese Zeit, verderb-
 „ lichen Kleinigkeiten oft dermaßen ermüdet
 „ worden, daß ich in vielen Wochen, ja Mo-
 „ naten, das verdrüßliche Werk nicht wieder
 „ angreifen mögen, wosern mich nicht die
 „ Fürtrefflichkeit der opizischen Gedichte, und
 „ mein so wohl öffentlich als in geheim getha-
 „ nes Versprechen wiederum aufgemuntert hät-
 „ te, diesen beschwerlichen und mehr als Si-
 „ soppischen Stein auf das neue zu wälzen.
 „ Daher ich nicht gänzlich in Abrede seyn will,
 „ daß

„ daß vielleicht noch hier und da einige der-
 „ gleichen orthographische Fehler möchten ste-
 „ ben geblieben seyn, welche von mir in einer
 „ solchen erstaunlichen Menge, aus Eilfertig-
 „ keit, Verdruß, und Ungeduld, übersehen
 „ worden, welches doch verhoffentlich wenig,
 „ oder nichts, zur Hauptsache selbstn thun
 „ wird. „

Allein wer weiß nicht, daß die orthographi-
 schen Fehler der vorigen Ausgaben so beschaffen
 sind, daß ein jeder nicht ungebühter Seher sie
 ohne einen Doctor nach der izeigen beliebten
 Rechtschreibung verändern kan und wird? Wer
 wird nicht auf die erste Erinnerung folgende und
 dergleichen Scharten verbessern können: Fre-
 wen / schawen / schewen / kömpft, frembd /
 Vatter / nit / ferrner / Landt / Statt / umb-
 schlossen / Verstandt. Von dieser Art sind
 die Veränderungen, die der Hr. Doctor in der
 neuen Auflage gemachet hat, und man kan leicht
 tausend Verse darinnen nach einander lesen,
 ohne daß sie in einem wichtigern Stücke von den
 Resarten der alten Ausgaben unterschieden wä-
 ren. Ich beruffe mich auf das Zeugniß der Au-
 gen und die Probe; und merke nur noch an, daß
 er die alte Orthographie oft verstellte bat, wo
 sie sonst richtig war. Allein ich muß auch hie-
 von Exempel vor Augen legen:

Lobgedicht an Herzog Aldrichen.

B. 70. Pflegt wie sein erste Quell. Aber unten v. 114.
 kommt auch das Quell geronnen.

Lob

Lobgedichte an K. M. in Polen.

B. 35. = = woferne er durch dich. Statt: woferrren.
 Dadurch er Opizen einen Hiatum aufgebürdet.
 Aber Mars B. 312. schreibt er mit Opizen:
 Woferrren er.

Und B. 383.

Nicht ferrren von der Schooß. Mit demselben.

Deutsche Poeterey.

Zuschrift. Bürgemeistern: mit meinen
 schlechten Studieren: in guten verstehen: gleich-
 fals.

Cap. I: III. zu einen Poeten machen: es be-
 dünke ihm: mit unsterblichen Lobe. Cap. IV.
 in den Buche. Cap. V. in was vor einen genere.

Lobgesang auf die Geburt Christi.

B. 5. = = = denn kan auch auf der Erden
 Wol etwas besser noch von uns erfunden werden.
 Stat: bessers.

B. 20. Ich bin kommen in diesem wilden Ort.

B. 53. = = = an dem wir Menschen finden
 Vor Armuth Ueberfluß, Genade für die Sünden,
 Und vor Verachtung Ruhm. Statt: für.

Da er sonst fast durchgebends ohne Unterscheid
 das vor außgetilget und in für verändert hat.

B. 252. Der die Welt für seinem Stall hält.

Heinsü Lobges. J. Chr.

Innhalt. Wie der Apostel zum Hebreern sagt:
 bequem vor diese Zeit.

B. 33. alles im allen:

B. 117. Ja wieder den Gebrauch:

B. 118. in ihrem Leib geschnitten:

B. 119. gegeben in dem Mund.

B. 159. sieht nur was für sich gehn.

B. 195. Bis daß der Himmel ihm vor seinen Hirtenstab
 Den Scepter und die Kron der Ewigkeiten gab.

B. 240. Ein Volk . . . das auf dem Wagen lebt.

B. 270. die ferrren sind von dar. Nach der alten Art.

E

B. 281.

- B. 281. Nicht ferren von dem Ort und für der Mutter Füßen.
 B. 289. Ein Lied . . . daß Titurus jetzt pflegt, daß Corydon ic. . . daß er so artlich spielt.
 B. 613. Süß über alles süß, auf daß die Menschen schauen.
 B. 666. die in die Finsterniß schweben.
 B. 711. Wirst sitzen auf den Stuhl, allzeit vor dich bewahrt.

Lob des Krieges Gottes.

- B. 98. von den Schranken, der für das Volk gehört.
 B. 344. nach euern Willen geht.
 B. 406. du hast den Thieren in ihrem Sinn gejagt.
 B. 408. und jeder was es kan.
 B. 514. So für dem Bösel ist.
 B. 624. in seinen Busen hat.
 B. 663. Dann wachset ihn der Muth.

Lobgesang Bacchi.

- B. 418. in dem Himmel steigen.
 B. 481. von seinen Bosgesellen. Bootsgesellen.
 B. 541. So bald wir dem Geruch empfinden.
 B. 497. Das ist genug vor uns.
 B. 445. Das erste vor den Magen, das andre vor die Lieb.
 B. 557. . . das ist recht vor Schaaf und grosse Kinder, Nicht vor ein hohes Herz, u. vor Apollos Kinder.
 B. 659. bis an dem Himmel gehn.

Lob des Feldlebens.

- B. 121. Er lobt ein Lam, daß er dem Wolferst abgejaget.

Wenn etwas den Nahmen eines müßigen Fleißes, und eines fleißigen Müßigganges verdient, so ist es ohne Zweifel der ungeschickte und unglückliche Fleiß, der statt zu verbessern mit ängstlicher Müß und Sorgfalt verschlimmert.

Der

Der vierte Abschnitt.

Von der unglücklichen Bemühung Opizens Härtingkeiten im Sylbenmaße, in der Construction, und den Reimen zu verbessern.

Der Hr. Dr. Triller hat sich getrauet in des Poeten ungezweifelt eigenen Worten gewisse Versehen zu entdecken, und zugleich zu verbessern. „ Es sind, sagt er S. V. der Vorrede, „ viele fehlerhafte Stellen fürgekommen, welche aus keinem einzigen Exemplar verbessert werden können; daher ich sie von mir selbst, aus einer wahrscheinlichen Muthmassung, ausbessern müssen, welches doch jedes mahl in denen Anmerkungen getreulich angezeigt worden. Und S. VII. Etliche Anmerkungen haben insbesondere auf die Verbesserung des Textes ihre Absicht, weil unser Opiz, wie groß er auch sonst gewesen, doch nach Beschaffenheit der Zeit, des Triebes und anderer Umstände, nicht allezeit gleich gut und rein geschrieben, welches sonderlich in seiner Jugend geschehen; sintemal er oft die Wortfügung und Construction allzusehr verwirrt, das Sylbenmaß bisweilen überschreitet, und sich dann und wann allzubarter Reime bedient. - - Diesen kleinen Fehlern habe nun auf die gelindeste Art, theils durch leichte Versetzung der Worte, oder durch Veränderung des Reimes, und dergleichen geschwinde

C 2

„ Hülfss

„ Hülffs, Mittel, nach meinem Vermögen,
 „ abzubelffen gesucht; doch dieses mein Unter-
 „ nehmen, daferne es von einer Erheblichkeit
 „ gewesen, in den Noten jederzeit treulich an-
 „ gezeigt, auch jedesmal dem Leser selbst die
 „ Wahl überlassen, das beste zu ergreifen.
 „ Ob ich nun allezeit, oder niemahls, hierin-
 „ nen glücklich gewesen, solches mag der be-
 „ scheidene Leser beurtheilen; wenigstens ist
 „ meine Absicht gut gewesen, und allezeit da-
 „ hin gegangen, den Opiz mehr zu verbessern,
 „ als zu verschlimmern.

In dem Sylbenmasse ärgert er sich hauptsäch-
 lich an der Härte, welche aus der Zusammen-
 ziehung der Sylben durch die Wegwerfung des
 e geschieht, und diese bemerkt er vielmahlen,
 und beynah einzig, an dem Wort gebohrn,
 welches Opiz für geböhren schreibt. Also
 sagt dieser in Heinsen Lobgesange Jesu Christi:

- B. 13. Geböhren aus seiner Kraft . . .
 B. 19. Mehr als einmal geböhren . . .
 B. 182. Getragen und geböhren . . .
 B. 699. Gereinigt durch dein Blut, durch dein Wort
 neu geböhren

An den Ort, den du dir u. deinem Volk erköhren.

Diese Stellen meint er so zu verbessern, daß er
 sezet,

- B. 13. Gezeugt aus seiner Kraft . . .
 B. 19. Durch mancherley Geburt . . .
 Wo jedermann sieht, daß dieses nicht gleichviel
 beisse.

B. 182. Geböhren und gefängt . . .
 Wobey er anmerket: „ Sonst hieß es hier ge-
 tra-

„tragen und gebohrt / welches aber sehr
 „hart klinget, und heutzutage nicht mehr ge-
 „duldet wird. Diese kleine Aenderung ist also
 „nöthig gewesen, zumahl da dem Verstande
 „selbst nichts abgeheth.“ Tr.

Aber wer glaubt ihm, daß dem Verstande
 dabey nichts abgehe?

B. 699. steht nach seiner Aenderung:

Gereinigt durch dein Blut, durch dein Wort neu besetzt,
 In den Ort, den du dir, und deinem Volk erwählt.

Und da merket er an: „Vorher hieß es hier:
 „durch dein Wort neu gebohrt, und dann,
 „und deinem Volk erkohrt, sehr hart und
 „anstößig, daher wir es also geändert, zumahl
 „da dem Verstande selbst durch diese natürli-
 „che Verbesserung gar nichts abgeheth, wie ein
 „jeder siehet.“ Tr. Als ob die Worte wider-
 gebähren, und widerbeseelen nicht zweien ganz
 verschiedene Begriffe mit sich brächten; wovon
 der erstere schriftmässig und geheiliget ist!

Ich muß ihm doch bedeuten, daß das Wort
 Gebähren ein ungleichstießendes Wort ist, wel-
 ches im imperfecto gebahr machet, und im
 perfecto vor alters gebohrt auch in der Prose
 selbst geschrieben und ausgesprochen ward;
 und diese Crasis war zu Opizen Zeiten noch nicht
 gänzlich aus dem Gebrauche. Mit dem Worte
 auserkiesen, auserkorn hat es dieselbe Be-
 wandnuß.

Im Lobgesange auf die Geburt Christi hält
 er sich nochmahls über diesem Worte auf. Opiz
 sezet B. 175.

Die was sich nicht begreift, doch saget mit der That;
Sie habe den gebohrn, der sie erschaffen hat.

Diese Verse ändert Hr. Triller:

Die was sie nicht begreift, doch saact mit der That,
Daß sie selbst den gebahr, der sie erschaffen hat.

Diese Aenderung will er mit der Anmerkung
rechtfertigen: „ Hier stuhnd sehr hart; sie haec
„ be den gebohrn / welches wir also geändert
„ haben, gleich wie auch bald in dem folgen
„ den. Tr.

Seine Veränderung ist ein unbestimmtes Füll-
werck, es wird hier nothwendig Constructio in-
finita erfodert; und das selbst ist ein ungeraim-
tes Füllwort. Und warum hat er in dem er-
sten Verse die Worte, was sich nicht begreift/
durch seine Aenderung so übel entkräftet?

B. 251. hatte Opiz geschrieben:

Daß Christus sey gebohrn

Hr. Triller ändert dieses, und setzt:

Daß Gott gebohren sey

Und thut die Anmerkung hinzu: „ Vorher hieß
„ es sehr hart und übellautend, daß Christus
„ sey gebohrn / daher wir es also geändert ha-
„ ben, zumahl da unser Opiz selbst oben, kurz
„ vorher, gesagt hat:

„ Die Gott gebohren hat

„ Jngleichen:

„ Denn Gottes Weisheit ward gebohren auf der Welt.
Tr.

Diese Veränderung taugt hier gar nichts,
denn es war bey den unwissendsten Heiden nichts
unerhörtes, daß Gott gebohren sey, und Opiz
sagt:

Sie

Sie werden izt gelehret,
Was nie kein Weiser noch zuvormals je gehöret.

Von seinem gefastten Vergerniß an Opizens
verworfenen Wortfügung können folgende Exem-
pel zeugen. Im Lobgesange des Bacchus hat
Opiz die Verse 231. 232.

Beruffen und gefragt, was doch das beste sey,
Mit dem ein jeglicher dem Menschen stühnde bey.

Diese hat Hr. Triller so geändert:

Beruffen und gefragt, was doch das beste hieß,
Das jeglicher vor sich den sterblichen erwies.

Dabey wird die Anmerkung gemacht: „ Die-
ses ist mit des Lesers Erlaubniß also nothwen-
dig von mir geändert worden, da es vorher
sehr hart und gezwungen hieß:

„ Mit dem ein jeglicher dem Menschen stühnde bey. „

Aber was vor ein seltsamer Ausdruck ist das:
Was heißt das beste / daß ein jeder von uns
den Menschen erweist. Wer verzeiht nicht
lieber die Trennung des Wortes beystühnde,
als diesen ungeschickten Ausdruck? und sind die
Reimen hieß / erwies nicht so hart, und so ge-
zwungen als immer das stühnde bey?

Eine solche Zertrennung hat Opiz in demsel-
ben Lobgesang V. 148. 149.

Die nun so grosses Ding, den theuern edeln Wein,
Dem Bofe rechnen zu, die müssen Böfe seyn.

Diese hat Hr. Triller ungewarnet so geändert,
daß er für rechnen zu beygelegt hingesezt
hat, wo wieder ein Fehler mit einem größern
verändert worden, indem das Præteritum sehr
ungereimt für das Præsens gesezt ist, zumal da
ein Præsens darauf folget.

Das schlimmste ist, daß Hr. Triller seine Veränderungen in den Text gerücket hat, wo sie iezo auf Opizens Rechnung stehen, zumahl da er nicht allemahl, wie er zwar versprochen, davon Anzeige gethan hat. Sonst muß der Ekel, den er gegen die Trennung der Partikel von ihrem Worte, und die verworfene Wortfügung bezeuget, nicht immer gleich groß bey ihm seyn, indem er weit die mehresten unbemerkt und unverändert hat mitlaufen lassen. Also gehet sein Versprechen diesen kleinen Fehlerchen abzuhelfen auf sehr wenige Stellen, oder seine geschwinden Hülfsmittel, deren er sich berümt, haben in der Ausführung nicht hingereicht. Im Lobe des Mars fallen mir gleich in die Augen die unverbesserten Trennungen:

B. 510. So lange Zeit die Elb in Sachsen durch wird
stießen.

B. 626. Bis auf die Scheitel an sich durch hat lassen
schließen.

B. 658. " " " Die Augen auf kan machen.

Im Lobgedichte auf den Herzog Ulrich:

B. 14. Daß ich frey öffentlich als Heerold aus darf schreyen.

B. 89. " " " damit du ab kanst fegen

Die Laster " " "

Im Lobgedichte auf den König in Pohlen:

B. 216. Als daß man Gottesfurcht aus Furchten ein
soll schließen.

Im Lob des Bacchus:

B. 242. " " " So daß ihm nicht verblindet
Durch sie das Antlitz ward. " " "

B. 549. Im Fall sie deine Milch so wunderbarlich springen
In einer Schale sehn. " " "

B. 597. " " " Daß du meist auferzogen
Von Phöbi Schwestern bist. " " "

Es

Es war ein Glück für diese Stellen, daß der Hr. Doctor seine geschwinden Hülfsmittel nicht an ihnen probiert hat; wir haben schon gesehen, daß seine Curen damit nicht ohne üble Verletzungen ablaufen. Daher verzeihen wir ihm auch herzlich gerne, daß er die Hand nicht an die Cacophonien gelegt hat, dergleichen im Lob des Bacchus folgende sind, B. 26. dein Altaren. B. 46. 471. dein Art. B. 293. die Insel. B. 306. ein Insel.

Aber er ist wieder mit seinen Hülfsmitteln sehr überlästigt, da er sie bey Stellen anbringen will, die derselben weniger als obige, oder gar nicht, bedürfen. Der ist ein verhaßter Arzt, der Leuten Arzneyen giebt, die nicht krank sind. Im Lobgesange auf die Geburt Christi hat Opiz B. 32.

Was sonst mehr hier ist, ist grimmer Frost und Pest.

Hr. Triller setzt dafür:

Was sonst mehr hier herrscht, ist grimmer Frost u. Pest. Wo die Cacophonie, die er vermeiden wollen, ungleich harter ist, und übrigens die Meinung des Poeten verderbt wird, der gesagt hat, in dem wilden Ort, wo er damals war, sey keine Gunst zu den Musen, keine Liebe zum Gesang, kein Tempel, da man deutsch predige, nichts sey da, als Frost und Pest.

B. 260. Auf dich, Immanuel, uns künftig zuzulenken.

Hr. Triller ohne Noth: hinzulenken.

B. 276. Den Frieden, den du uns anitz verkünden läßt.

Hr. Triller: vermelden.

In Heinsen Lobgesang Jesu Christi sagt Opiz B. 160.

Der vor dem Himmel war
Hr. Triller sezt ziemlich ungereimt lebt für
war; denn der Himmel lebt nicht.

B. 570. 571. Opiz:

Das Erdreich, See, zusammt zehnhundert tausend paaren
Der Engel sahen zu.

Hr. Triller:

Das Erdreich, See, gesammt zehn hundert tausend paaren
Der Engel zusehn. Ganz unverständlich.

Im Lob des Kriegesgottes.

B. 412. Opiz:

Daß Streit bey Vögeln ist, ein Fisch den andern frist.
Hr. Triller liest: bey Vögeln herrscht.

B. 505. Opiz:

Wie manche Nachtigall am Elbestrome singt,
Dringt Thal und Wälder durch.

Hr. Triller sezet für dringt streicht, weil er
nicht gemerket, daß der Poet von dem Gesange
der Nachtigall redet.

B. 845. Opiz:

Begleit uns unser Eisen
Auf sein Bizanz hinzu.

Hr. Triller schreibt für begleitet beglück, mit ei-
ner ganz unnöthigen Veränderung, weil beglei-
ten so viel ist, als der Franzosen seconder.

In Heinsen Lobgedicht auf Bacchus. B. 258.

Opiz:

Die von der Ceres Trank ein seltsam Wesen führen.
Hr. Triller hat nicht verstanden was seltsam ist/
und dafür gesezt, ein wildes Wesen, welches
etwas anders ist.

Bon

Von den wenigsten dieser Veränderungen glebt er Rede und Antwort, er leimet sie mit einem sichern Stillschweigen dem Poeten für dessen eigene Worte auf. Nun mag er zwar dieses, wie er sagt, auf die gelindeste Art gethan haben; doch möchte ihm jemand in Opizen Mahnen zuruffen, wie der Frosch in der Fabel den Buben, die mit Steinen nach ihm geworfen: Das ist für euch ein Kinderspiel, aber für mich ist es Todt und Verderben.

Für etwas merckwürdiges habe ich sonst beobachtet, daß der Hr. Doctor nicht eine von den Veränderungen angenommen, die der Hr. Prof. Gottsched in dem Lobgedichte an den König Ladisla und im Lobe des Feldlebens gewaget hat. Wir hätten nicht erwartet, daß er die Verbesserungen eines Mannes, der ihm an Einsichten und an Eifer für die Leichtiakteit des Verses so ähnlich ist, wie an ungeduldigem Leiden, mit solcher kalt sinnigen Achtlosigkeit vorbeugehen würde.

Ich kan diesen Artikel nicht bequemer enden, als daß ich einer Stelle gedenke, wo Hr. Triller Opizen eine ganze Zeile aus seinem Eigenthume geschenkt hat. Es ist einer von den ersten Versen des Gedichtes auf den Freyherr von Burabaus im ersten B. der poetisch. Wälder. Alle Exemplarien haben da:

Wir können frenlich nicht vorbeu, mein Waterland,
Und müssen nur gestehn, der Himmel sey entbraunt
Von allen Eten her, bey dir zusammenschlagen,
Als wenn Besuvius gepichte Steine spreyt.

Hier

Hier hat er die Zeile, die auf schlagen reimen soll / so ausaefüllet:

Krieg, Hunger, Pest, u. Brand, bey dir ^{mit laut erfüllten} zusammenschlagen.

Wobey merckwürdig ist, daß er diese Ergänzung nicht hat vollbringen können, ohne daß er die Construction, für die er so stark mit Worten eifert, verlezet hätte. Seine Construction tönet / Krieg / Hunger / bey dir zusammenschlagen / anstatt, bey dir schlagen Krieg, Hunger, zusammen.

Ich muß ihm doch bedeuten, daß in den Nachrichten vom Ursprunge der Critik bey den Deutschen eine Ergänzung dieser Zeile enthalten ist, welche, wofern sie nicht Opizens selber ist, doch völlig nach seiner Schreibart ist; Die dritte und vierte Zeilen lauten daselbst:

Aus Eifer gegen uns, nachdem so schwere Plagen
Von allen Eken her bey dir zusammenschlagen.

Der fünfte Abschnitt.

Von der kleinen, unzeitigen, und übel angebrachten Belesenheit in den Anmerkungen.

Die vornehmste Eigenschaft eines Kunstrichters ist ohne Zweifel, daß er einen wolunterrichteten und geübten Geschmat habe, der ihn die Schönheiten seines Verfassers bemerken lehre. Alsdann wird es ihm nicht schwer fallen / in alten besondern Stellen nicht allein zu sagen, was ihm in einem Verfasser gefalle oder mißfalle, sondern auch die Ursachen, warum, hinzuzufügen.

fügen. Das Gute und Schöne ist nichts auf den bloßen Eigensinn und Willen gegründetes, sondern hat seinen Grund in der Natur des Menschen, und der Sachen. Man kan dieses unsern Deutschen, die die Poesie bey G. . . und N. . . gelernet haben, nicht genug einschärfen. Ich wolte gerne wissen, was vor Begriffe von dem wahren Schönen in den Sitten und Gedanken derjenige haben könne, welchem es an einem zierlichen und poetischen Geschmacke fehlt, und der sich niemahls um die Quellen des Guten und Artigen bekümmert, oder wol gar in Zweifel ziehet, ob ein Verfasser dieselben vor Augen gehabt, und wenn er sie auch vor Augen gehabt, ob sie in seinen Werken durch eine sorgfältige Betrachtung können ausgeforschet werden. Der Hr. Dr. Triller mag zwar vielleicht noch glauben, daß es solche natürliche Quellen gebe, aber er zweifelt, ob man sie entdecken könne, oder ob die Entdeckung die Arbeit lohne. Wir finden keine Sorgfalt bey ihm, dem Poeten auf die Spur zu gehen, aus was vor Quellen er seine Gedichte hervorgeholet, was er sich vor einen Plan bey jedem gemacht, was vor Arten von Schönheiten er in jedem besondern Orte gesucht, und durch was vor Wege er dieselben hervorgebracht habe. Alle seine Anmerkungen gehen auf ähnliche Stellen, welche er in den alten classischen Verfassern gefunden, da die Aehnlichkeit öfters nur in einem gewöhnlichen Ausdrucke besteht; Von der Verbindung mit Opizens Martie,

terie, und der Wirkung, so sie an dem Orte
 absonderlich thun, sagt er nichts. Er rühmt
 von diesen Anmerkungen S. VI. „ Ich habe
 „ dieses meine vornehmste aber auch angenehme
 „ ste Bemühung seyn lassen, die opizischen Ge-
 „ dichte alle mit einander, da wo es nöthig, mit
 „ Anmerkungen zu erläutern, und alle diese
 „ nigen Stellen, die er entweder aus den alten
 „ Dichtern und Weltweisen genommen; oder
 „ nur nachgeahmet, sorgfältig anzuzeigen. - -
 „ Ich hoffe dannenhero, daß vernünftige und
 „ höfliche Leser mit diesen unsern Anmerkun-
 „ gen zufrieden seyn werden; ob sie gleich keine
 „ Postillen-mäßige Erklärungen, oder weit her-
 „ gebolte poetische Kunstgriffe und unergründ-
 „ liche Geheimnisse in sich fassen. „ Noch
 hat er sich mit dieser ihm so angenehmen Be-
 mühung nicht abgearbeitet, wenn man Opiz-
 zens Anmerkungen davon sondert, so bleiben
 wenige übrig; Ueber das Buch von der deut-
 schen Poeterey hat er nicht eine Anmerkung,
 auch das Lobgedicht auf den polnischen König
 und das Lob des Kriegesgottes sind deren gänz-
 lich beraubet. Von was vor einem Gewichte,
 oder Nutzen sie seyn, und was vor Kunst dazu
 gehöre dergleichen zu machen, wollen wir bald
 sehen.

In dem Lobged. auf den Prinzen Aldrich.
 B. 25. Die Menge macht mich arm.) Inopem me
 copia facit. Ovid. Metam. Lib. III.
 B. 68. Latonen weiser Sohn.) Ist der Apollo,
 wie bekannt.

B. 104. Mehr dem der guten Sinn, als der viel Opfer bringt.) HORAT. Od. 27. L. III.

B. 158. Ziarne) Hier schreibt Hr. Triller eine Nachricht aus aus Buddæi Lexicon, da Opiz diese Geschichte in seiner D. Poeterey in dem IVten Cap. selbst genugsam erklärt.

B. 176. Du neuer Afrikan) Scipio Africanus, der Carthago endlich zerstöhret, wie bekannt.)

Ihr sehet wol, daß er einen Theil seiner Worte redlich halten, und uns keine unergründliche Geheimnisse geben will; aber wie diese Anmerkungen, von welchen er selbst zum drittenmal sagt, sie seyn bekannt / sie seyn satzsam bekannt / sich der Nachrede, daß sie postillennmäßige Erklärungen seyn, loossagen können, ist schwer zu entdecken.

Im Lob des Feldlebens ist die erste Anmerkung, die auf das ganze Gedicht geht, diese: Imitatio Horatiana; Epod. II. ut notum.

Diese Anmerkung war allein für die nothwendig, die kein Deutsch verstehen, denn Opiz sagt selbst in der Zuschrift an Teubner: Ich habe des Horazens schönes Lied, Beatus ille, qui procul negotiis, allhier auch mehrentheils ausgedrückt.

B. 50. merket er an.

Ihr wächsern Königreich) Cerea regna, aus des Virgilii Lib. IV. Georg. Cerea Castra sagt gleicher Gestalt sehr schön Claudian. Lib. II. de Rapt. Proserp. Siehe insonderheit Jac. Vanierii præsum Rostic. Lib. XIV. und unser Gedichte von Bienen, im I. Th. unser poet. Betrachtungen pag. 28.

Da Opiz hier der Bienen nur beysällig in zwei Zeilen gedenkt, und das Cerea regna niemanden

unbe

unbekannt ist, so müssen wir glauben, daß der Hr. Doctor diese Anmerkung nur um seinetwillen gemacht, damit er uns sagte, daß er von den Bienen geschrieben. Und aus Furcht, daß wir merketen, daß er uns nur dieses melden wollte, hat er sich in die Gesellschaft deren andern gesetzt, die gleichfalls von den Bienen geschrieben haben.

B. 121. Er lobt ein Lamm, das er dem Wolff' erst abgejaget) *Hædus ereptus lupo* sagt Horatius, und aus ihm *Martialis Lib. X. Epigr. 48.*

Hædus inhumani raptus ab ore Lupi,
Dieses Lamm- oder Ziegenfleisch aber, das von dem Wolfe abgebissen worden, wurde für Zeiten für das niedrigste gehalten, wie *Plutarchus* angemerket *Lib. II. Sympos. Quæst. 9. pag. 642.* wie wir bereits anderswo erinnert. *Tom. II. Poem. p. 718.*

In Heinsen Lobgesänge des *Bacchus* sind etwa fünf Anmerkungen, welche einigen Grund und Nutzen haben, die andern sind unnützliche Gelehrsamkeit:

B. 49. *Lyæus* bist du meist, weil *ic.*) *Lyæi nomen est ἀπὸ τῆς λύειν* von lösen oder entbinden, wie bekannt, man sehe die Ausleger über des *Horatii* *Epod. IX.* und anderswo, ingleichen *Gyraldum* in *Syntagmat. Deorum, Pharnut. Natal. Com.* und viele andere, denn dieses ist niemand verborgen. *Tr.*

B. 65. Viel haben *Nomius* den *Nahmen* dir gegeben.) *ἀπὸ τῆς νόμου,* vom Gesetze. *Tr.*

B. 73. Der *Nahme* *Liber* doch *ic.*) a *Libertate,* vel quod liberet a curis, oder von der Freyheit, wie die oben angeführten *Autores* angemerket. Hier insonderheit *Horatius* *Sat. 4. Lib. I.*

Condita quum verax aperit præcordia Liber.

Tr.

Wem sollen diese Anmerkungen dienen? Was sagen

sagen sie mehr, als was Heins in dem Texte selbst davon gesagt hat; und was niemanden, als einem Tertianer verborgen seyn kan? Er sollte uns wenigstens gelehrte Geheimnisse nach dem Exempel des gelehrten Bostels gelfert haben. Da die Erfindung in diesem Lobgesange Heinsens ist, und Opizen davon nichts als die Uebersetzung zueböret, so hatte der Ausgeber der opizischen Schriften sich um die Erfindung nichts, sondern allein um den deutschen Ausdruck, und die Kunst im Uebersetzen zu bekümmern.

B. 174. Da du in Thetis Schooß) Von dieser Kabel sehe man des Nonni Dionysiaca, Lib. XX. p. 553. seqq. Gyraldum, Natalem Comitum und andre Mythographos. Tr.

B. 195. Denn ohne Bacchus Saft und Ceres deine rc.) Ist das bekannte Sprüchwort: Sine Cere & Libero friget Venus, bey dem Terentio in Eunuch. IV. 5. Mehr dergleichen Stellen findet man in denen Notizen zum Petronio cap. 112. pag. 518. apud Burmann. und sonderlich bey dem Gonfatio de Salas eben daselbst pag. 181. Tr.

B. 321. Zehn wütende Mänaden . . . und auch so viel Lenaden.) Mænades und Lenades sind tolle volle Weiber, die den Weingott begleiten, die ersten haben ihren Nahmen von *μολυβδαί*, rafen; die andern aber *ἀπό τῆς ἀνοῦ*, von der Weinkelter, daher auch Bacchus, Lenæus und sein Fest Lenæa, genennet werden. Man sehe Jo. Meursii Græciam Feriat. pag. 195. Abr. Berckelium ad Steph. Byzant. pag. 514. und andere, auch, wenn es beliebig, unser Specimen Emendationum Helychian. pag. 17. Dieses sind zwar denen Gelehrten bekannte Dinge; aber weil wir auch ungelehrte Leser vermuthen können, so hat dieses und dergleichen kürzlich erklärt werden müssen. Tr.

D

Hr.

Hr. Triller hat diese Ursache der Nothwendigkeit nicht wohl überlegt. Ungelehrte sehen aus Heinsens Versen ohne eine anderwertige Erinnerung, daß die Mänaden und Lenaden volle tolle Weiber sind, die den Weingott begleiten. Und er kan sicher seyn, daß die Ungelehrten weder Meursium, noch Stephanum Byzantium, noch Trilleri Emendationes Hesych. nachschlagen werden.

Die Anmerk. zum 331. v. über die Nahmen Maron, Staphylus, Botrus, Silenus, ist von dem Gelichter der vorigen, sie sagt nichts, das dem Boeten einiges Licht geben könnte; man verweist den Leser auf Nonni Dionysiaca, Gyraldum, Natalem Comitem und viele andre. Und so sind die Noten von den Mimallonen, der Enaonasi, den Giganten, und noch mehr dergleichen mythologischen Dingen beschaffen.

Das profaische Gedichte, Hercynie, hat Anmerkungen, die deswegen merkwürdig sind, weil sie die Originale der opizischen Gedanken in den alten classischen Scribenten entdecken sollen.

Bl. 651. steht in dem Sonnete der Vers:

Ich habe recht den Wolf reyt bey den Ohren.

Das giebt ihm Anlaß eine wichtige Anmerkung aus Erasmi Adagiis anzuführen. Insonderheit ist merkwürdig, daß er anmerkt, der deutsche Sophocles Andreas Gryph in seinem Leone Armen. habe es auch in der Tragödie gebraucht:

Der Keyser hält den Wolf nur leider! bey den Ohren.

Bl. 652. steht eine Note zu den Worten, daß derjenige nirgend sey / der allenthalben ist:

ist:

ist: „Nusquam est qui ubique est, sagt Seneca
„ in seiner II. Epist. worauf hier Opiz zielet.“

Zu den Worten Bl. 661. Wie ein Wasser/
das niemals gereget wird / anfängt zu fau-
len und zu stinken / berichtet er: Aus dem Ovi-
dii Epist. V. ex Ponto Lib. I.

Cernis ut ignavum corrumpant otio corpus

Ut capiant vitium ni moventur aquae Tr.

Und Bl. 664. zu den Worten, daß kein Was-
ser geschwinder eintrufne als Weiberthra-
nen / erinnert Hr. Triller: Nihil citius arescit
feminarum lacryma, proverbium. Tr.

Ich halte davor, daß schwerlich ein Gedanke
von dieser Art in der Hercynie seyn werde, wel-
chem man nicht einen gleichmäßigen aus den
Alten an die Seite stellen könnte. Solche
nachzuschlagen braucht es nur Register und Ge-
duld; die Verknüpfung aller dieser Gedanken
nach Plan, Absicht, Zeit, Ort, und Gelegen-
heit, welche Opizens ist, anzumerken braucht
Erkenntniß und Geschma.

Bl. 671. Wo Opiz den sinnreichsten un-
ter allen Poeten in seinen Verwandlungs-
büchern anführet, lehrt uns Hr. Triller, die-
ser sey nemlich Ovidius in Libris Metamor-
phoseon.

Di te, Damasppe, deæque

Verum ob Consilium donent tonsore.

Eben so unerhört ist die Note Bl. 689. zu den
Worten: Wie jenen Bergen / die nach lan-
gem Gebähren eine Maus zur Welt brach-
ten / bey welchen angemerket wird: Nemlich
bey dem Soratio / Phädro / und andern /

D 2

wie

wie bekannt. Der Hr. Doctor scheint sich vorgenommen zu haben, den Namen zu erwerben, daß er der Ausleger der bekannten Dinge sey.

Bl. 702. wo von der Ursache der Wärme der Gesundbrunnen geredet wird, hat er uns etwas wieder ins Gedächtniß gebracht, welches wir bereit waren zu vergessen, nemlich, daß er drey Theile Gedichte geschrieben. Er sagt: *Vide notas nostras ad Poema de Thermis Wisbadensibus Tom. III. Poem. nostr. p. 6, 7.*

In der Anzeige, Bl. 660. wer der gelehrte Mann sey, bey welchem Benator an den trächtigen Feldern des Rheins, in die Schule gegangen, irret sich der Hr. Triller, da er sagt: Er versteht Straßburg und vielleicht daselbst Berneggern / oder Böckern, 2c. Tr. Es war keiner von den beyden, in der zürchischen Ausgabe wird gezeiget, daß der churpfälzische geheime Rath G. M. Ringelsheim von Straßburg gemeint sey.

In der Nachricht Bl. 703. in welchem Jahre es gewesen sey, daß Opiz sich auf dem Landhause des Obrist Schafgottischen an dem Zaken vor etlichen Jahren bey einer hochansehnlichen Gesellschaft zwey Monate über ziemlich wol befunden hat, hat Hr. Triller nicht recht citirt, da er sagt, es sey im Jahr 1629. geschehen, und der Hr. Doctor Lindner habe solches in dem opizischen Leben angemerket. Das kan nicht seyn, weil Opiz die Herconie eben 1629. schrieb, in welcher er ausdrücklich

lich sagt, daß er vor etlichen Jahren an diesem Orte gewesen sey. Es sollte 1624. stehen, und dasselbe Jahr sezet auch Hr. Doctor Lindner.

Zu dem Lobgesange auf die Geburt Christi hat Opiz eigene Noten geschrieben, in welchen er vornehmlich die Stellen aus den Alten anzeigt, die er nachgeahmet hatte. Hr. Triller, dessen vornehmste und angenehmste Bemühung ist, Nachahmungen aufzusuchen, hätte darum bey diesem Gedichte nichts zu thun bekommen: Allein da er alles für Nachahmungen nimmt, was auch nur in einem allgemeinen Satz übereinstimmt, der durchgehends angenommen ist, so konnte es ihm nicht an Arbeit fehlen; er konnte Citationen unter dem Titel Nachahmungen, so viel er wollte, zusammenschreiben. Eine genauere Uebereinstimmung wird man nicht leicht in seinen so genannten Nachahmungen antreffen. Da nun Caspar Barleus auch einen Lobgesang auf J. Christum geschrieben, so hat er bey demselben etliche solche Parallelstellen angetroffen, von welchen wir glauben sollen, daß Opiz sie vor Augen gehabt habe, ungeachtet dieser selbst andre angezeigt hat. Also da v. 162, 163. gesagt wird, daß die große Schlange weiche, die Jungfrau sich schäme, des Löwen Glanz verbleiche, der Krebs seine Scheeren zusammenziehe, der starke Hercules sich nicht begehre zu webren, sondern nach seiner Art knie, erinnert Opiz in seiner Note, er habe auf einen Ort in Prudentii Apotheosi gesehen, der also lautet:

Diriguit trepidans Chaldaeo in vertice pernox

Astrologus cessisse anguem, fugisse leonem,

Contraxisse pedes lateris manco ordine cancrum.

Aber Hr. Triller ist damit nicht zufrieden, er meint, daß Opiz nicht nur auf Brudentius sondern noch weiter auf den Barläus gezielt habe, bey dem es heißt:

Decessit Olympo

Arctophylax, fugit socia cum conjugē Cepheus,

Engonasis, Perseusque ferox, & Pleias & ipse

Amphitrioniades

Hr. Triller schließt so: Opiz hat auf den Brudentius gesehen, Barläus hat eben denselben vor Augen gehabt, demnach hat Opiz auf Barläus gezielt. Also da Opiz zum 239 v. wider den Brudentius anzieht, der von dem Still-Schweigen der heidnischen Orakel gesagt:

Delphica damnatis tacuerunt fortibus antra &c.

so führet Hr. Triller den Barläus an, der eben dasselbe nur mit andern Worten sagt:

Tibi corniger Ammon

Conticuit &c.

Aus der Note, die er zu dem Gedichte auf den Anfang des 1621sten Jahrs geschrieben, können wir nichts lernen, was Opizens poetische Arbeit darinnen erklärete; Hr. Triller hat vornehmlich die Scribenten citirt, welche von dem Menschen, seiner Erschaffung und dem Bau seines Körpers geschrieben haben, unter welchen er sich selbst zuerst und zuletzt sezet. Er wird nicht müde, uns einmal nach dem andern zu sagen, daß er selbst ein Gedicht von der Erzeugung und der Geburt des Menschen und von den

den Haupttheilen des menschlichen Körpers gemacht habe, und er sagt in der Note Bl. 290. mit voller Zuverlässigkeit, daß dasselbe ganz hieher gehöre.

Zum 80. v. hat er einen ganzen Catalogus derer geliefert, welche unter den Alten den Menschen Microcosmus, oder die kleine Welt, genannt haben. Und es war seine bloße Bescheidenheit, daß er der vielen Neuern geschwiegen hat. Ich glaube, daß es ihm vermöge seiner Göttin Indicina eben so leicht gewesen wäre, uns ein Verzeichniß derer Alten und Neuern zu geben, die den Menschen eben so nachdrücklich Wirth genannt haben, wie ihn Opiz in demselben 80ten B. nennet.

Die Anmerkungen zu Heinsens Lobgesang J. Christi haben wieder das besondere, daß, da Heins eigene Anmerkungen dazu gemacht, in welchen er vornehmlich zeigt, worauf er hier oder da gesehen, Hr. Triller daran nicht genug hat, sondern ganz andere Fontes Imitationis entdeckt.

B. 81. Ist Noah u. sein Haus im Balken fortgeschwommen. Zu dieser Zeile setzt der Hr. Doctor die Note: Im Schiffe nach dem bekannten Ausdruck des Virgilii,

Vela damns, vastumque cava trabe currimus æquor.
Siehe unsern Opiz oben in den Anmerkungen zum Lobe des Kriegesgottes. pag. 107. Tr. Dagegen macht Heins selbst diese Note: Siehe Genes. VII. So auch ad v. 101. wo Hr. Triller sagt: Dieses schöne Gleichniß scheint aus

aus des Ovidii L. II. Fast. 761. hergenommen zu seyn; sagt Heins hergegen: Dieß Gleichniß wird gebraucht von der 5. Schrift. B. 429. Ach daß die Bienen sich an diesen Platz begeben. Hr. Triller merket hier an: Dem Platon, Bindaro / ja dem Jupiter selbst, sollen in ihrer zarten Kindheit, die Bienen Honig in den Mund getragen haben; wie solches Wunderzeichen von dem Aeliano in var. Hist. Philostrato in Icon. Pausania, Cicerone, Plinio, Valerio Max. L. I. c. 7. Servio ad Aen. III. und andern aufgezeichnet worden; desgleichen auch Justinus L. XXIII. c. 4. von dem Hierone Syracasano erzählet. Hierauf scheint Heinsius gezelet zu haben. Doch machte er damit das Wunder noch grösser, indem die Bienen das Honig nicht erst in den süßen Mund des Heylands bringen; sondern solches vielmehr aus demselben holen sollen. Tr. Was sagt Heins dazu? Der Autor scheint gesehen zu haben auf den Ort Jesaj. VII. 15. da von Messias gesagt wird: Butter und Honig soll er essen.

Auch bey diesem Gedichte hat manche trillerische Anmerkung keine andere Nothwendigkeit, als dem Hr. Doctor Anlaß zu geben, von seinem eigenen Gedichte von der Menschwerdung Christi zu reden, und seine Noten, so er zu Grotii Trauerspiele von dem leidenden Christus gemacht hat, mit Lobe zu erwähnen.

Bey dem 242. B. wo von Eleusis geredet wird, hat Hr. Triller angemerket, daß Hr. Meursius in seinem gelehrten Werke ander

rer

rer zu geschweigen de sacris Eleusinis aus-
führlich hievon geredet. Allein so weit durfte
er den Leser nicht weisen, wir finden eine zu-
längliche Erklärung davon bey Heinsen selber,
in seinen weltlichen Anmerkungen zu diesem Ge-
dichte; welche überhaupt so beschaffen sind, daß
Hr. Triller sich mit mythologischen Noten kei-
ne Arbeit machen durfte.

Beym 273sten Bl. ist eine weitläufige An-
merkung von der Einmischung heidnischer Gott-
heiten in einem Gedichte. Heins hat etwas
unbedächtig die Hölle der mythologischen Poeten
für die Hölle gesetzt, die von den Christen ge-
glaubt wird, an einem Orte, wo die Rede von
den Wunderzeichen ist, die sich bey dem Tode
des Heilandes der Menschen in der wahren Na-
tur erzelaet haben. Er sagt v. 543.

Das Erdreich brach entzwey bis an Coctus Pful,
Dem Pluto ward gefällt sein schwarzer Königsstuhl,
Der tolle Cerberus, als er den Tag empfand
Ward wüthend und ergrimmt

Tisyphone verstummt, mit grosser Furcht umfassen,
Verwirret siebenmal die giftgefüllten Schlangen.

Er fehlte in dem Gebrauche dieser mythologi-
schen Dinge. Doch ist sein Fehler auch nicht
so groß, wie Hr. Triller ihn macht, dieser sieht
hier eine Vermengung Christi und Belials, er
meint die heidnischen Begriffe bleiben mit den
Worten und den Nahmen dergestalt verbunden,
daß sie unmöglich von einander gesondert werden
könnten. Man muß übrige Begierde haben
sich zu ärgern, wenn man sich daran ärgern will,
daß ein Coectus, ein Cerberus, eine Tisyphone,

in die Hölle geſezet werden, nachdem der allgemeine Begriff der Chriſten von dieſem Orte kein Scheuſal, kein Werkzeug der Qual, und keine Art der Kaſerey ausschließet. Was vor andere Begriffe geben uns die Nahmen Cocytus, Cerberus, Tisiphone? Und iſt der Nahme Pluto für Satan zu wol klingend, daß man ihn darunter verkennen ſollte? Iſt es ein Sacrilegium, wenn dieſe Nahmen und Dinge in die Qualſtätte der Verdammten geſezet werden, wenn die Scheuſale darinnen, die keine Nahmen und keine Geſtalt haben, nach ihnen genannt und nach ihnen geſtaltet werden? Leidet die Glückſeligkeit des Himmels darunter, wenn die Hölle damit ausgerüſtet wird? Doch wir wollen keine ängſtliche Zärtlichkeit mit ſolchen nicht beleidigen, wenn die Rede von der Hölle iſt, die in der chriſtlichen Religion Platz hat; aber er muß auch nicht die bloßen Nahmen der heidniſchen Götter und mythologiſchen Dinge ohne einige Beſtimmung verurtheilen, ſie mögen in einer Abſicht und mit einem Schwunge angebracht werden, wie ſie wollen. Sollte man z. Ex. in einem chriſtlichen Gedichte, da die Rede von den Wirkungen des Evangelii auf die heidniſche Abgötterey wäre, nicht ſagen dürfen: Die Geheimniſſe der ungöttlichen Gözen wurden verrathen, und ihre Schwäche entdecket; man ſah bis in den unterſten Pul ihres Cocytus, der Cerberus fühlte es taſten, er wütete mit vergeblicher Mut, Tisiphone ließ die Fackeln aus der Fauſt fallen, der alte Stuhl des Pluto brach unter ihm ein. „
Man

Man müſte einen Anſatz von Aberglauben haben, wenn man ſich an dieſen Vorſtellungen ärgern wollte.

Die Rede über das Leiden und Sterben unſers Heilands iſt 1628 zuerſt deutſch erſchienen, nachdem ſie vor dieſer Zeit durch Opizen ſelbſt lateiniſch herausgegeben worden, wie er ſelbſt auf dem Titel angemerkt hat. Hrn. Trillers Anmerkungen zu dieſer Rede wollen vornehmlich zeigen, daß Opiz in denſelben ſich ſehr ſtark mit des Grotii lateiniſchen Trauerspiel von dem leidenden Chriſtus, das 1608 ans Licht getreten, behulſen habe. Und wenn wir Hrn. Trillers Berichten glauben, ſo hat er dieſes ſo grob gemacht, daß es Jac. Thomafius / welcher de plagio litterario geſchrieben, für etwas mehr als eine bloſſe Nachahmung halten würde. Doch Hr. Triller iſt ſo gütig, daß er nicht ſo ſtrenge mit ihm verfahren will. Es iſt wahr, unter den Stellen, die Hr. Triller angeführt hat, iſt etwann eine ziemliche Aehnlichkeit mit Opizens Gedanken und Gegenſätzen. Aber es iſt auch wahr, daß dieſe ſo natürlich, ſo ungezwungen aus der Sache hervorfallen, daß ſie einem jeden hurtig denkenden Kopf in den Sinn kommen müſſen. Opiz ſagt: Der allerſtärkſte Apoſtel verleugnet das Heil der Welt mit dem Munde, mit dem er das Pfand ſeines Heils kurz zuvor empfangen. Grotius hat geſagt:

Hoc ne, quod tantum nefas
Jurare potuit, ore gustavi impio
Veneranda mensæ sacra.

Opiz:

Opiz: Pontius wünschet, damit er das Volk nicht beleidige, ein Laster auf ihn zu bringen, kan oben keines finden. Grotius:

Fateor offensam timens
Plebis patrumque, crimen optavi datum,
Nullum repertum est.

Opiz von dem Essigtrank: Welchen er aber des Mundes kaum würdiget, sondern seinen Kampf mit unüberwindlicher Stärke antritt. Die Füße werden durchbohret, die Adern zerrissen, die Arme von einander gestreckt, die Hände angenagelt, und der, der für uns ein Fluch worden, an das verfluchte Holz gebestet.

Grotius:

At vix Jesus ore dignatus suo
Inane Munus, respuit Pœnæ Moras,
Luctuque forti totus incumbit malis.
Jamque ecce ruptis pervios venis Pedes
Ferrum premebat; Brachia in partes duas
Diducta: gemino Vulnere adstrictæ Manus.

Man muß ein schlechtes Vertrauen zu Opizens Geist haben, wenn man ihm die Erfindung solcher Vorstellungen, die eben nicht weit hergeholt sind, absprechen will. Ich zweifle nicht, daß man auf diese Weise Grotius selbst in Verdacht bringen könnte, daß er seinen leidenden Christus aus denen Scribenten, die vor ihm von dieser Materie geschrieben haben, zusammengetragen; Denn es kan nicht wol anders seyn, daß die Kirchen Väter, und andere, welche in Versen, oder in Prose hiervon gehandelt haben, nicht nothwendig auf eben dergleichen Betrachtungen und Vorstellungen gefallen seyn. Doch ich sehe wol,

wol, es war dem Hr. Triller viel weniger darum zu thun, daß er ein Plagium auf Opizen brächte, als daß er Gelegenheit hätte, seine eigenen Anmerkungen über Grotii Trauerspiel, die so lange im Vergessen gelegen, einige mal wider zu erwähnen; darum sagt er so oft: Man sehe / was wir zu gedachtem Ort des Grotii anmerket. Woselbst unsere Anmerkungen nach Belieben nachzusehen. Allwo unsere Anmerkungen nachzuschlagen.

Wir können über des Hr. Doctors Noten von dieser Art, in welchen er seine Belesenheit auskramet hat, überhaupt anmerken, daß er damit eben das gethan hat, wovor sich die zürchischen Ausgeber der opizischen Schriften mit allem Fleiße hüten; Diese haben diese ganze überflüssige, am unrechten Ort angebrachte, und an Postel von Wernike so geschickt verspottete gelehrte Handarbeit in einer einzigen Note verrichtet, wo sie beym 183. v. des Kriegesgottes Mars sagen: Die ganze Mythologie stünd dem Poeten zu Dienste. Er zeiget seine Quellen in seinen eigenen Anmerkungen kürzlich an. Mehr davon zu gedenken, würde die Leser von dem Zusammenhange des Textes nur abführen. Unser Vorhaben ist nicht die Lexica und die Register der Scholiasten und Ausleger, oder die mythologischen Compilatores zu plündern. Wir haben genug gethan, wenn wir der Kunst des Poeten in dem Gebrauche dieser Sachen auf die Spur kommen können.,,

Der

Der sechste Abschnitt.

Von dem Mangel, den seine Ausgabe an denen lateinischen Stücken hat, welche mit den deutschen Gedichten verbunden sind.

Die Leser haben wahrhaftig Ursache zu wünschen, daß der Hr. Triller sich selber ihnen wenigere male, und hingegen den Poeten öfters zeigte, den er ihnen versprochen hat. In seinen Noten finden sie nicht viel mehrers, als eine kleine Last Gelehrsamkeit, die ihnen nichts dienet, und nach der sie nicht gefragt haben. Diesem gelehrten Blunder Platz zu machen, hat er nicht nur die lateinischen Schriften des Poeten, die von eigenen Materien handeln, verworffen, sondern auch diejenigen, welche zu seinen deutschen Gedichten gehören, und mit denselben zum genauesten verknüpft sind, als: Die Dedicationen zum Besuvius, zu dem Lobgedichte auf den polnischen König, zu dem Lob des Kriegsgottes, zum Lobgesang auf die Geburt des Heilandes, ungeachtet in diesen Dedicationen viele Sachen sind, die ein Licht von des Poeten Umständen und Gemüthesverfassung in der Zeit, da er diese Gedichte schrieb, ertheilen. Der Hr. Doctor will uns zwar diesen Mangel seiner Ausgabe selbst für einen Vorzug derselben anrechnen. Er sagt im ersten S. der Vorrede, er habe alle die lateinischen Sachen weggelassen, das Werk nicht allzu weitläufig, und den ungelehrten und unerfahrenen Lesern nicht ohne Noth ver-

verdrüsslich zu machen. Doch ist ihm dieser zureichende Grund kaum aus der Feder geflossen, so widerspricht er sich selber, indem er fortfährt: Gleichwol sind alle lateinischen und griechischen *Epigrammata* beybehalten worden/so auch die lateinischen Sittenverse des Cato; damit die Leser von der wol oder übelgetroffenen Uebersetzung derselben desto besser urtheilen können. Sind denn ungelehrte und unerfahrene Leser geschickt eine solche Vergleichung anzustellen? Wenn sie es nicht sind, warum will er ihnen ohne Noth mit diesem Latein verdrüsslich fallen? Wenn er sie in den Stand setzen wollen, von Opizens Gedichten zu urtheilen, warum hat er ihnen die Dedicationen entzogen, welche doch allemal eine so genaue Beziehung auf das Stük haben, vor welchem sie stehen? Warum hat er in seinen halb-lateinischen Noten die Sorge ungelehrten und unerfahrenen Lesern verdrüsslich zu werden, so gänzlich fahren lassen; hat er erwartet, daß sie dieselben verstehen, oder Nutzen, oder Vergnügen daran finden werden? Er verheißt zwar alle lateinischen Schriften Opizens in einem eigenen Bande mit verschiedenen Zusätzen vermehrt und verbessert herauszugeben: Aber wird er nicht eben dadurch einen grossen Theil der Käufer noch weit verdrüsslicher machen, indem er sie theils absonderlich zahlen läßt, was mit den Gedichten verbunden ist, theils sie bemühet, die Nachrichten zu den Gedichten in einem eigenen Bande nach-

nachzuschlagen. Doch er hat nicht bloß alle lateinischen Vorreden und Zuschriften weggelassen, er hat eben so wol die schöne deutsche Zuschrift, die Opiz an dem Haupt seiner sämtlichen Gedichte an den Fürsten zu Anhalt gestellt, ausgemerzet, welche schier in allen Ausgaben seit der von 1625. steht, und nebst einer geschickten Erzählung der Würdigkeit der Poesie eine kurze Historie der deutschen Poesie in sich faffet. Er hat über dieß Opizens Vorrede zu Heinsens Lobgesang Jesu Christi, die in der ersten Straßburgischen Auflage von 1624. steht, wie auch Dan. Heimsen Auslegungen über diesen Lobgesang, die Opiz übersetzt und mit einer Zuschrift an den Herzog in Schlesien begleitet hat, eine Schrift von wenigstens 5. Bogen, ausgemustert oder veracessen. Eben dieses Schicksal hat auch das Loblied auf den H. Anno getroffen, welches er aus besondern Ursachen noch in den eigenen lateinischen Band verwiesen hat, nemlich, weil Opiz seine Noten zu demselben in Latein geschrieben hat. Doch was dieses Loblied anlangt, so sollten ihm die Leser noch danken, daß er es ihren Augen nicht gänzlich entziehen will. Denn es ist in des Hrn. Doctors Augen so geringe, daß es ihres Anschauens kaum würdig ist. Dieses Loblied / sagt er, ist wegen seiner sinnlosen Einfälle und fieberhaften Träume / womit es vom Anfange bis zum Ende / von seinem schwärmenden Verfasser auf das lächerlichste angefüllet worden /

(dessen

(dessen Thorheit gewiß schwerer / als daß sie mit 16. Pferden hinweggeführt werden könnte / wie er in anderm Verstande von seinen Selden sonst rühmet) weder des Lesens / viel minder des Nachahmens würdig. Dieses ungeschickte Urtheil können wir in keiner andern Betrachtung verzeihen, als daß es von einer Schrift gefällt wird, für welche der Hr. Triller keine Augen gehabt, oder, wenn er Augen gehabt, sie ihm doch unleserlich geschrieben gewesen. Opiz hat in seiner Schrift von der deutschen Poeterey im IV. Cap. von den Gedichten der mittlern Jahrhunderte überhaupt günstiger geurtheilt: „Es sind, sagt er, eines ungenannten Freyherrn von Wengen, Junker Wins-
 „ bekens, Reinmars von Zwetter, Marners
 „ auch eines Edelmanns, Meister Siegeher-
 „ rens, und anderer Sachen noch vorhanden,
 „ NB. die manchen stattlichen lateinischen
 „ Poeten an Erfindung und Zier der Rede
 „ beschämen.“ Und in der Dedication des Lobliedes auf diesen Heiligen an Cirenberg, hat er dieses trillerische Urtheil geweissaget, und zugleich nach Verdienen abgefertiget: Erant qui patienter his carere nos posse vociferabuntur, homines inepte docti & iudicio suo relinquenti. Und in den Prolegomenis ad Rhythmum de S. Annone: Parænetica ejus notæ nonnulla edidit Goldastus; alia etiam omnis argumenti passim adhuc reperiri non nescio, digna editione, abesset contemptus literarum, etiam in-

ter illos, qui literas jactant, &c. Und ad Stroph. III. v. 6. Hæc Descriptio divinorum operum luculenta est, & comparanda merito locis Græcorum Latinorumque Poetarum similibus.

Was sollen wir zu dem Geschmakte eines Auslegers für Hoffnung stellen, welcher dem Geschmakte des Poeten, den er ausgiebet, so schnurgerade entgegen ist? Wie kömmts, daß er noch einen Geschmak für seinen Poeten hat, oder ist es glaublich, daß er einen für denselben habe, und nicht vielmehr dem gemeinen Geschrey nachsage, was er von demselben lobet, und seine Arbeit dem Verleger, der einen Opiz ausgeben wollen, verpachtet habe?

Den Leser, der sich über die Weglassung dieser lateinischen und deutschen Stücke beklagen möchte, zufrieden zu stellen, hat der Hr. Triller seine Ausgabe mit allerhand Zusätzen vermehret, die er selbst ansehnlich nennet. Darunter sind zweien Buchstabe-Wechsel in Versen, die der Hr. Doctor für artig erkläret, und fünf sinnreiche Grabschriften, welche Dinge von Opizen selber verworfen worden. Ich finde auch, daß er in dem Lobgesang auf die Geburt Christi zwischen 196. und 197. acht Verse in den Text eingeschoben, welche in den ältern Ausgaben vor der von 1638. zwar vorkommen, aber in dieser, die von Opizen selber besorget worden, aus guten Ursachen ausgelassen sind. Mit Ausgebern, die eine zufällige Hochachtung für ihren Scribenten haben, ist es dem Autor nicht erlaubt, in seinen
eige-

eigenen Werken zu ändern, sollten es gleich Verbesserungen seyn. Die ungereimte Sorgfalt derselben stellet alle seine Fehler wieder her. Also hat er aus den frühern Ausgaben den 762. v. in Heinsen Lobgesange ersetzt, wo Opiz selbst in den spätern mit Wissen eine Lücke gelassen hatte. Nach seiner aus der Vergessenheit zurückgeholtten Lesart lautet es, daß Pharao den Gott Israels gesehen, wie er mit dem Wind, und mit seinem Meer gewaffnet war, da das Meer auf sein Wort die Wellen erhoben / hochgestanden / und sich wider in seinen alten Strand stellen lassen. Da der Poet Gott vorstellen will, wie er mit Schrecklichkeit bedekt ist / laut B. 747, so taugte diese letztere Idee nicht zu seiner Absicht. Er hat sie darum lieber weg, und eine Zeile unbereimt gelassen; er ist vielmehr bedacht gewesen, statt diese Reimzeile zu stiften, die Schrecklichkeit mit einer Idee zu vergrößern, und er hat dieses mit dem halben Vers gethan:

Verschlang das ganze Meer.

Da die zürchische Ausgabe alle diese Stücke, die Hr. Triller verworffen / liefert, da sie daneben vor jedem Gedichte besondere historische Einleitungen hat, da die Anmerkungen in derselben ungemein zahlreicher sind, einiger kleinen Zusätze zu geschweigen, als desjenigen Bl. 17. der deutschen Poeterey in der Anmerkung, so ist der erste Th. der zürchischen Ausgabe für sich allein so stark an Bogen geworden, als

zween Theile der Barrentrappischen. Wir sehen also, daß diese in solchen Stücken mangelhaft ist, welche desto wesentlicher sind, weil sie Opizens Arbeit sind, und mit seinen poetischen deutschen Schriften zum genauesten verbunden sind. Ich sage hier nichts von der Natur der zürchischen Noten, die ihre eigenen und besondern Vorzüge haben.

Der siebente Abschnitt.

Von der Unordnung in der Abtheilung der Gedichte; und von dem Mangel der Einheiten in den Kupfersichen.

Der Geschmack des Hr. Doct. Trillers offenbaret sich mit einer augenscheinlichen Ausnahme in der Ordnung, in welcher er die Gedichte von verschiedener Art und Inhalt auf einander folgen läßt; er hat die Einrichtung von der Ausgabe 1690. beliebt, das ist, er hat keine Ordnung beliebt. Er bekennet zwar selbst, daß er dieselbe nicht durchgehends billige; doch will er uns dann überreden, daß er seine gültigen Ursachen gehabt keine Ordnung zu halten, und sich nach reifer Ueberlegung daz zu entschlossen habe. Er meint, „der Nutzen wäre klein gewesen, und hätte der Mühe nicht gelohnet; Gedichte erforderten keine chronologische Ordnung; keine Ordnung wäre hier die beste Ordnung; indem der Leser durch die Abwechselung aufgemuntert würde; wenn er immer Oden, immer
„ Lob

„ Lobgedichte, hinter einander fände, so ver-
 „ ursachte es Ekel; endlich fehlte es ihm an Zeit
 „ und Geduld zu dergleichen Kleinigkeiten, zu
 „ welcher mehr ein fleißiger Müßiggang als
 „ große Weisheit und Scharfsinnigkeit erfordert
 „ würde. „ Wenn der Hr. Doctor eine Mahl-
 zeit anordnen sollte, so würde er vermuthlich
 nicht für den ersten Gang lauter Suppen, für
 den andern lauter gesottenes, für den dritten lau-
 ter gebratenes, für den Nachtmahl lauter Früchte
 oder Zukerbekerey auftragen, er würde lieber
 Suppen, Salat, gesottenes, gebratenes, Früchte,
 Sorten, auf einmal aufstischen; damit seinen
 Gästen nicht durch das einfache Wesen der Sup-
 pen, des gesottenen, des gebratenen. wenn er
 jedes absonderlich auftragen liesse, Ekel verur-
 sachtet würde. Das ist nun Hr. Trillers Ge-
 schmack. Nach demselben giebt er uns nicht lau-
 ter Lobgedichte, lauter Lehrgedichte, lauter Oden
 nach einander, sondern er läßt Lobgedichte, Lehr-
 gedichte, Singspiele, Trauerspiele, unmittell-
 bar auf einander folgen. Ich muß ihm doch
 sagen, daß die Leser, welche an solcher Unord-
 nung Geschmack finden, sich in einem Werke,
 wo die geschickteste Ordnung behalten wird, leicht
 helfen können, indem sie nicht verbunden sind,
 eine solche Sammlung, wie eine Lehrschrift in
 der strengen Lehrart, von Blatt zu Blatte fort-
 zulesen, sondern vorne, in der Mitte, hinten,
 à l'avanture lesen, und vom ersten zum letzten
 fortspringen, oder beym letzten anfangen dürfen.

Ich für meinen Theil ziehe die chronologische Ordnung selbst seiner gerühmten Unordnung vor, weil sie bey poetischen Schriften dem critischen Leser Anlaß giebt, den Wachsthum des Poeten von einer Vollkommenheit zur andern anzumerken.

So wenig Weisheit, so kleine Scharfsinnigkeit nach seiner Sage zur Erfindung einer Ordnung gehört, so fürchte ich doch, daß es ihm vielmehr daran gemangelt habe, als an fleißigem Müßigang, von welchem er uns in seinem gelehrten Notenkrame allzu starke Proben gegeben hat.

Wir treffen seinen eigenen Geschmack in den äußerlichsten Stücken an; in Papier, Druck, Kupferstichen. Er rühmt zwar davon im IX. S. der Vorrede grosse Dinge, ihr dürfet es nicht auf das betrüglische Zeugniß eurer eigenen Sinnen ankommen lassen, Hr. Triller belebret euch davon: „Das Papier, sagt er, ist schön, weiß, stark, und groß; der Druck neu, schwarz, scharf, ansehnlich; daneben sind zur sinnlichen Belustigung viele sehr nett gezeichnete Kupferstiche eingeschoben worden.“ Es wäre gut für ihn, wenn der Unglaube dieses auf sein Wort so überhaupt gelten liesse. Bey einer eigenen Einsicht nehmen wir bald verschiedene Unannehmlichkeiten wahr: Die Bogen sind sehr ungleich gearbeitet, das Weiß von dem ersten Bogen setzt mit der andern sehr stark ab. Unus & alter affuitur pannus, qui splendeat. Die Verse sind

sind mit allzu grossen Lettern gesetzt, und stehen so gedränge in einander, daß man sie vor einen profaischen Druck ansieht. Wo viele lange Zeilen vorkommen, steht es gar häßlich, wenn das übrige Wort, oder die übrige Sylbe auf eine eigene Zeile zu stehen kömmt. Nur diejenigen Verse, die in der Auflage von 1690. numerirt sind, sind es auch hier; das sind nur die wenigen, über welche Opiz Anmerkungen gemacht hat; in den übrigen allen hat man sich diese Mühe erspart, ohne Zweifel, weil es zu sorgfältige Ordnung zeigte. Durchgebends sind die Anmerkungen nach minellischem Geschmahe mit lateinischen Buchstaben in dem Texte bezeichnet worden.

Was endlich die Kupferstiche anbelanget, so will ich die Kunstverwandten von der Zärtlichkeit des Stiches und der Eintheilung der Höben und Tiefen urtheilen lassen. Ich will nur von der Erfindung urtheilen, in welcher ich Hrn. Trillers Geschmahe erkenne. In dem Titel-Kupfer wird Opiz nur im Brustbilde, als von Gypsarbeit, auf ein hohes Fußgestelle gestellt. Hier alte Poeten stehen ohne einige Merkmäler, woran wir sie unterscheiden könnten, auf einer Seite; Hier neuere, wenn diese nicht Mäthefons sind, leben zu einer Zeit mit ihnen, und sind nur etliche Schritte von ihnen nach der andern Seite entfernt; doch nehmen sie der erstern nicht wahr, und haben nicht die geringste Achtung für sie. Dieses letztere mag zwar noch einen

allegorischen Sinn haben; aber ist es möglich, daß Hr. Stiller die Einheiten der Zeit und des Ortes, die doch auf einem so augenscheinlichen Grund beruhen, daß die Krüger und die Grimen sie einsehen, hat aus der Acht lassen können?

Mit eben diesem Fehler ist die Erfindung vor dem dritten Theile befaßt. Der Wallfisch speit den Propheten Jonas in Gegenwart des Königes Salomo und der Sulamithin an das Gestade. An demselben Ufer wird die Judith mit dem Haupt des Holofernes, von Marmor, auf einen Piedestal gestellt, nicht ohne einen weis sagenden Geist des Bildhauers, nachdem sie etliche hundert Jahre nach Salomo gelebt hat.

Der achte Abschnitt.

Von dem Mangel des opizischen Geistes in dem Gedichte zum Lobe Opizens, und dem an den Kaiser. |

Der Hr. Doctor krönet endlich seine ganze Arbeit mit zwey Gedichten von seiner eigenen Arbeit. Das etne ist eine Ode auf Opiz, von welcher wir gerne die Hoffnung haben wollten, daß wir darinnen die Frucht einer fleißigen Lesung und Ueberlegung der opizischen Poesie erkennen würden; wenn er nicht selbst S. IX. der Vorrede diese Zuversicht niederschläge, indem er sagt, daß diese Ode mehr von seiner Hochachtung gegen Opiz, als von seiner Dichtkunst zeugen soll. Er meint zwar, daß sein Lied

Lied auch ohne poetischen Zierrath Beyfall finden werde, ob es gleich aus Sparsamkeit oder Dürftigkeit den Vater Opiz auf keinen Lehnstuhl von Gold setze. Denn es wäre Opizen gleich rühmlich, ob er auf einen Stuhl mit Murrelbierhäuten bezogen zu sitzen käme! Er zielet damit auf die Verse:

Ein Tempel, eckelrund, mit Pfeilern aufgeführt,
Der hoch empor gethürmt in Wolken sich verlieret,
Wo in dem Mittelpunct, von feinem Gold geschnitz,
Auf einem Lehnstuhl der Vater Opiz sitzt.
Um welchen niederer die andern Silbern stehen,
Und mit erstauntem Aug auf ihren Meister sehen.

Bodmer auf die drollingerische Muse.

Aber wie capot wird er stehen, wenn ihm wahre Spitianer aus der ersten Strophe seiner eigenen Ode zurufen werden:

Besser wär es abzustehen,
Kluger wär es ganz zu schweigen,
Als daß ihn ein Mund besingt,
Dem kein würdig Lied gelingt.

Wir wollen denn keine Poessie in seinem Lobe suchen, weil er dergleichen nicht versprochen hat. Aber das Lob selbst, womit er dem Poeten seine Hochachtung bezeugen will, müssen wir ohne Anmerkungen nicht vorbegehen. Es ist so mager und so zweydeutig, als irgend eines in Hrn. Lindners Sammlung der Lobschriften auf Opiz. Der Hr. Triller führt sehr kleine Leute auf, die Opizen nach seiner Krone streben, als ob sie würdige Nebenbuhler desselben wären:

Gryphius nebst seinem Sohne,
Esherning, Abschaz, Schoch und Dach
Giengen seinem Vortritt nach,
Streben stark nach seiner Krone.

In Oden und Sonneten wird ihm einer vorgezogen, der doch sehr mittelmässig ist:

Flemming aber hat dir gleich,
Oft auch noch zuvor gesungen,
Wenn er Geist- und Feuer-reich
Sich in Oden aufgeschwungen,
Wenn er ein Sonnet entwarf,
Das kein Momus tadeln darf.

Er erzehlt uns, daß die Dichter nach Opizen theils in Niederträchtigkeit theils in Verwegenheit gefallen / bis das Spielwerk endlich hingefallen / und die Wasser- und Schwind sucht die Flucht genommen: Nichts desto weniger kommt er unmittelbar hernach mit Neukirchen, Seideln, Gottscheden, und Lindnern angezogen, welche er vor Lichter in der poetischen Welt rühmet. Er urtheilt, daß sie es Opizen nachgethan haben, und stellt sie in eine Linie mit Kaniz, Bessern, und andern erträglichern Poeten:

Kaniz, Neukirch, Vietsch, und Besser,
Richei, Broks, und Zimmermann,
Haben dir es nachgethan.
Böhlau stimmt nach dir sein Rohr,
Gleichwie Seidel seine Leyer,
Gottsched singt, und Lindner spielt,
Wie es deine Kunst befehlt.

Derjenige muß nothwendig von Kanizens, Bessers, Brokes, Zimmermannes Vorzügen eine sehr schwache Empfindung haben, der eben dieselben Trefflichkeiten beym Neukirch, Seidel und Gottsched findet; Kein Wunder, wenn er den Unterscheid, der zwischen Opizen und denen erstern ist, nicht bemerket. Und wie wenig muß einer wiederum Homers und Virgils Schönheiten

ten erkennen, der Opizen ihnen gleich, und alle diese unter sich selbst so ungleichen deutschen Dichter zu Opizens gleichen machet?

Was der Maro den Ausonen,
Was Homer den Griechen war,
Dieses stellest du auch dar.

In der achten Strophe thut seine lobende Muse einen halbsbrechenden Fall; nachdem sie prächtig angefangen:

Opiz kam, gleich ward es helle, = =
Grosser Geist, wer mag dir gleichen?
Du schaffst eine neue Welt = = =

So schliesset sie mit der possierlichen Zeile:

Aus dem Chaos wüster Keimen.

Der gleichen Fälle sind Hr. Trillern nichts ungewohntes, wenn er es irgend hat wagen wollen, empor zu steigen. Es ist in der That, wie er selber sagt, nur ein geringes Licht, das er Opizen zu danken hat, nicht grösser, als das Licht von den Funken die aus Kieselsteinen fahren; aber Opiz hat keine Schuld, daß er kein Feuer von seinem Feuer gefasset hat.

Das andere Gedicht ist eine Dedication in Versen an ihre Maj. den Kaiser; sie ist ganz aus Plattheiten, und Zweideutigkeiten zusammengesetzt. Er kennet den Kaiser so wenig, als den Boeten, und es begegnet ihm öfters daß er verkleinert, was er, vermeynt zu erhöhen. Zu den Zeilen

Den Kaiser Ferdinand vor mehr als hundert Jahren
Aus sonderbarer Huld in Adelstand erhöht,
setzet er die Note: Der zweyte dieses Nahmens;
Im Jahr 1627. oder 1628. welche eben

eben so poetisch ist, als der Text, und darum mit Recht in denselben hätte gerückt werden sollen.

Er meint, wenn Opiz noch lebte, so würden die grossen Thaten des Kaisers und der Kaiserin ihren starken Einfluß auf ihn darinnen zeigen, daß er feurige Reimen machete

Wie feurig würden ihm die Reimen nicht gelingen.

Er füget hiezu:

Wer auch kein Dichter nicht, muß hier poetisch schreiben.

Von diesem Satze haben wir die Probe in seinem Gedichte. Wie zweydeutig sagt er:

Glaub, grosser Kaiser, glaub, bey so viel tausend
Seelen

Iß nur ein einziger dir treuer Sinn zu zählen.

Er hat dieses Gedicht dem Verleger in den Mund gelegt, und es vermuthlich mit Fleisse noch um etliche Noten niederer gestimmt als er sonst gewohnt ist;

Reddere Personæ seic convenientia cuique.

Der neunte Abschnitt.

Ob die Absicht ein verwegenes Unternehmen entschuldige.

Nachdem ich so viele Fehler und Mängel in der Trillerischen Ausgabe der Opizischen Schriften angezeigt habe; so überlasse ichs jezo dem Leser, ob er mit der guten Absicht, die der Hr. Doctor bey seiner Arbeit gehabt hat, zufrieden seyn, und der Bitte desselben S. IX daß er

er sich seine redliche Absicht den gemeinen Nutzen auf allerhand Art nach Vermögen zu befördern/ wolle gefallen lassen/ Platz geben wolle. Hr. Triller meint, er könne diesen Beyfall von dem geneigten Leser mit Recht fordern, er sagt S. IV. ausdrücklich: „Gnug ist, es inzwischen, daß wir uns um den Opiz selbst, und dessen Leser, also nach Vermögen verdient zu machen gesucht haben.“ Gewiß ist, daß die Wirkungen seiner redlichen Absicht nicht hätten schlimmer für Opizens Schriften seyn können, wenn die Absicht böse gewesen wäre. Und ich wollte gerne von ihm vernehmen, ob er eine Absicht vor gut und redlich halte, wo es demjenigen, der sie unternimmt, an Vermögen und Geschicklichkeit fehlt, sie gehörig auszuführen; zumal wenn ihn verständigere so weit in die Erkenntniß seiner selbst geführt haben, daß er sein Unvermögen nothwendig sehen mußte. Ich meines Ortes zweifle, ob er für sein unglückliches Unternehmen einen größern Dank verdienet habe, als jener Arzt von dem Kranken, welchem er in der besten Meinung das Fieber mit einer Heftigkeit und diese mit einer Wassersucht vertrieben. Kommt ihm der leere, obgleich unglückliche Vorsatz zu seiner Entschuldigung zu statten, so wird der Hr. Doctor auch mich vor entschuldiget halten, wenn er übrigens mit der Vollführung meiner Untersuchung noch so übel zufrieden wäre: massen ich wol bezeugen darf, daß ich bey demselben den unschuldigen Vorsatz gehabt habe/ seine

Bey

Verdienste um Opiz in ihr eigenes und wahres Licht zu stellen, und mich zugleich um ihn und Opiz verdient zu machen. Ich bekenne zwar, daß mein Vorsatz nie gewesen, die Augen zu seinen Fehlern zuzuschließen, oder Verdienste zu finden, wo keine wären, aber er ist deswegen nur desto unschuldiger. Die Schuld ist nicht mein, daß ich böses von ihm gesagt, denn ich habe keines von ihm gesagt, welches er nicht zuerst gethan hätte. Wollte er deswegen mit mir zörnen, so würde ich ihn mit der Antwort abfertigen, welche Arlekin in der gedoppelten Unbeständigkeit, einer Comödie des Marivaux, Lisetten gegeben, als sie sich beschimpfet gehalten, daß er sie eine Coquette gescholten hatte: Il n'y a point de mal à voir ce que les gens nous montrent; ce n'est point moi qui ai tort de vous trouver Coquette, c'est vous qui avez tort de l'être. Ich kenne ihn nicht weiter als aus seinen Fabeln und poetischen Betrachtungen, und das Böse, das er mir gethan, ist, daß er die opizischen Gedichte so übel gemißhandelt, und mir damit gegenwärtige unangenehme, und keines muntern Vortrages fähige, Beurtheilung aufgeladen hat. Mir wäre viele verdrüßliche Mühe und dem Hrn. Doctor viele Röthe gespart gewesen, wenn die Muthmaßung in der zürchischen Ausfertigung des Opiz eingetroffen hätte, daß es bey der Präexistenz, welche der trillerische Opiz durch die Ankündigung im leipziger Messcatalogus 1744. erhalten, sein Verblei-

bleiben haben würde. Ich bekenne, daß dieses Werk wider meinen Wunsch und Dank aus der Präeristenz zur Existenz gelanget. Denn also pflegen die Schweizer sich auszudrücken, es kömmt nur dem Hrn. Doctor zu, so ungereimt zu reden, wie er redet, daß das opizische Werk aus seiner Präeristenz zur wahren Existenz geworden sey. Hätte ers bey besagter Präeristenz der Hoffnung gemäß, die man zu ihm getragen, bewenden lassen, so wäre das nichts anders gewesen, als was ihm insgeheim die Vernunft und das Gewissen werden gesagt haben;

Stat contra ratio & secretam garrat in aurem,
 Ne liceat facere id quod quis vitabit agendo.
 Publica lex hominum, naturaque continet hoc fas,
 Ut teneat vetitos inscitia debilis actus.
 Diluis helleborum certo compescere puncto
 Nescius examen, vetat hoc natura medendi.

Ich bin indessen nicht der erste noch der einzige, der von Hr. Trillers Opizen denket und redet, wie es die Sache erfordert, nämlich übel. Hermann Arxels hat sein Urtheil in eine allegorische Geschichte eingekleidet. Radius, sagt er, kam durch einen Zufall mit den deutschen Poeten ins Gedränge, er stund in Gefahr, daß er stürzete, und von ihnen getreten würde, als er nicht weit von ihm Opizen stehen sah. Er bat ihn, daß er ihn auf seine Schultern nehmen und aus der Presse tragen wollte. Opiz erbarmete sich sein, und hob ihn auf. Als Radius izt auf Opizens Schultern über alle die andern hinaus sah, dünkte er sich recht groß, und rief ihnen ver-

verächtlich zu: Wie kleine seyd ihr doch, ich sehe euch unter meinen Füßen kriechen und schwärmen; was bedeutet der Tumult, den ihr machet? Einer von ihnen antwortete ihm: „Glaubest du, „ daß du grösser seyst, dieweil du so hoch stehst? „ heit?

„ Der Ort macht uns nicht grösser und nicht kleiner,
 „ Nymphen sind Nymphen auf den Bergen,
 „ Und Pyramiden sind so in den Thälern.
 „ Dem Auge nach scheinst du vielmehr kleiner,
 „ und einem Kinde gleich, das seiner Mutter
 „ am Halse hängt. „ Indessen empfand Opiz,
 daß Badius mit einem schweren Hange nach dem Boden gravitirte. Er wollte ihn an einem sichern Orte hinuntersetzen, aber er schloß sich ihm so fest um den Hals, daß er ihn nicht loos werden konnte. Momus sah die Noth, in welche er mit ihm gerathen war, und stach den unverschämten mit einer spizigen Gerte so lange in die Beine, bis er von Opizen ließ. Er fiel mit einem starken Falle über den Rücken hinunter in eine Pfütze, welche den Schlamm über sich warff, und den Momus damit bespreizete.

Einer von Arets Freunden erzählte bey derselben Gelegenheit folgende Fabel: Ein Affe bewunderte die wolgewachsenen Schenkel und den aufgerichteten Schwänenhals eines Pferdes. Die Höhe dieses Thieres, sagte er, und meine gute Gestalt würden einander ungemein erbeben; ich muß mich auf seinen Rücken schwingen. Er war in einem Sprunge auf dem Pferde. Dieses besahl ihm, daß er hinuntersteigen sollte.

Ich

Ich trage, sprach es, niemanden als den Menschen; ich bin nicht geböhren, Affen zu tragen. Aber der Affe klemmete mit den langen Klauen den Bauch und den Hals des Pferdes so fest er konnte. Wiewol es sich aufbäumete, und die ungeduldigsten Sprünge machte, so war es ihm doch unmöglich ihn hinunterzuwerfen. Endem kam der Bereiter dazu, und zog mit einer Peitsche so lange auf den Affen loos, bis er heruntersprang, da er murrend schrie: Ich habe nichts böses im Sinne gehabt, ich hatte nur das Pferd einmal reiten wollen, wie du es täglich zu reiten pflegest. Der Bereiter antwortete ihm: Die beste Absicht berechtiget dich nicht, etwas vorzunehmen, wozu du keine Geschicklichkeit hast.

Noch jüngst fand einer von meinen Freunden den trillerschen Opiz auf meinem Schreibpulte, er las darinnen an verschiedenen Stellen eine ziemliche Weile, und so ofte er mit einer fertig war, fügete er eine Art von Urtheil binzu, er sagte zu der ersten: Dieser Kunstlehrer hat trübe und dunkle Augen, er nimmt die hellesten Schönheiten des Poeten nicht wahr. Zur andern: Es ist als ob er hünke, er darff mit dem einen Fusse nicht recht austreten, kaum berühet er den Boden mit der äußersten Zehe. Zur dritten: Dieser Mensch verdauet nicht, er giebt sein bißgen Belesenheit ganz roh und unverdaut wieder von sich. Zur vierten: Welch verdorbener Geschmak! ein mittelmässiges Gerichte schmecket ihm so
F
gut

gut, als ein vortreffliches. Als er sah, daß ich zu diesen seltsamen Ausdrücken große Augen machte, sprach er: Wenn des Doctors critische Gestalt mit leiblichen Augen gesehen werden könnte, so würde sie uns häßlich genug vorkommen. Ich habe für meine Urtheile so sichere Merkmalier, als die vier Söhne Nazars für ihre gehabt haben, da sie die Gestalt eines Kameeles aus etlichen sehr kleinen Spuren errathen haben. Er zielete mit diesen Worten auf eine gewisse Geschichte, die man bey den arabischen Scribenten findet; und welche ich dem Hr. Doctor Triller wieder erzählen will. Als die vier Söhne Nazars auf dem Wege nach Naziran begriffen waren, den weisen M. Ufaa aus dem Stamme Forchan wegen einiger dunkeln Sachen in dem Testament ihres Vaters zu befragen, kamen sie auf eine Heide, wo das Gras an einem Orte nach einer eigenen Art abgestressen war. Nachdem Modhar dieses eine Weile betrachtet hatte, sagte er: Das Kameel, das hier geweidet, hat nur ein Auge. Rabiab, sein Bruder, sagte: Es ist übel gewachsen und hinkt. Uoad fuhr fort: Es ist des Schwanzes beraubet. Anmar, der jüngste Bruder, fügete hinzu: Es hat einen übeln Geschmak. Sie waren nach diesen Reden kaum hundert Schritte weiter gegangen, als ihnen ein Mann begegnete, der sein Kameel verlohren hatte, und sie fragete, ob sie es nicht umgekehr gesehen hätten. Modhar nahm zuerst das Wort, und sagte: Hat es nicht ein einziges Auge?

Auge? Rabiab fragete: Ist es nicht übel ge-
 staltet, und hinket es nicht? Was wollte wis-
 sen, ob es nicht ohne Schwanz wäre; und An-
 mar, ob nicht sein Geschmaß verdorben wäre.
 Der Kameeltreiber sagte zu allen diesen Fragen
 ja. So wahr der Herr lebt, sprach er, dem
 ist also, und das ist mein Kameel; wo habet ihr
 es gesehen? Allein sie behaupteten, daß sie es
 nicht gesehen hätten. Der Kameeltreiber wollte
 es nicht glauben, denn sie hätten sein Kameel
 allzu gut zu beschreiben gewußt. Er folgte ihnen
 bis Naziran nach, wo er sie bey dem Richter
 anlagete, daß sie sein Kameel entführt hätten.
 Sie blieben darauf, daß sie es nie gesehen hätten.
 Wie habet ihr es denn so ganz eigentlich beschrei-
 ben können, fragete sie der Richter. Modbar
 antwortete zuerst: Ich nahm wahr, daß das
 Gras nur von einer Seite abgefressen war, und
 schloß daraus, daß das Kameel nur mit einem
 Auge sähe. Rabiab sagte: Ich bemerkte, daß
 mit einem von den Föderfüßen stärker aufge-
 treten war, woraus ich urtheilte, daß es un-
 gleich geschultert wäre, und hünke. Was er-
 klärte sich: Ich sah, daß sein Mist aller auf
 einen Haufen gefallen war, welches mir eine
 Anzeige gab, daß es keinen Schwanz hätte.
 Anmar bedeutete: Ich hatte beobachtet, daß
 es das beste und schmalhafteste Gras vorbege-
 gangen war, und an Stellen geweidet hatte,
 wo weit groberes und schlechteres gestanden war;
 und dieses entdeckte mir, daß sein Geschmaß ver-
 dorben wäre. Diese Antworten schienen dem

Richter ganz zulänglich, er lehrete sich zu dem Kameelführer, und sagte: Mein Freund, diese Männer haben die Wahrheit gesagt, sie haben dein Kameel nicht gesehen. Geh denn, und such es bey andern.

Ich lasse den Leser aus meiner Untersuchung des trillerischen Opizen urtheilen, ob mein Freund nicht eben so viel Verstandesschärfe gezeigt habe, die critische Gestalt dieses Kunstrichters aus sichern Merkmalern zu entdecken, als die vier aufmerksamen Araber, das verlorrne Kameel aus sehr kleinen Zeichen zu beschreiben, und ob dieses Thier nicht ein symbolisches Bild des critischen Geistes, der den Opiz so übel gemißhandelt, abgeben könne.

Corrigend.

44. S. 3. 3 lesset:
~~Krieg, Hunger, Pest und Brand mit hartgefühlten Plagen.~~

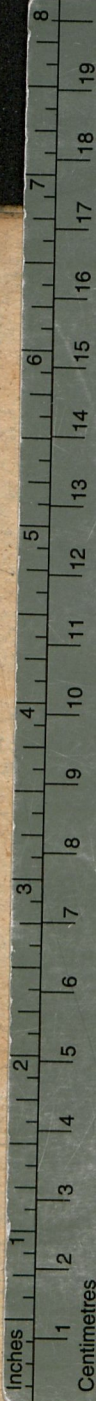
— 1 — ex auct.

Ad. 3582.

(X 2597767)



45



B.I.G.



Farbkarte #13

Der
Gemischhandelte

S p i z

in der
Trillerischen Ausfertigung
seiner

G e d i c h t e .



M D C C X L V I I .